

Eberhard Schoenfeldt

**Berufsbezug, zentrales Merkmal
der deutschen Berufsausbildung**

Kassel 2002

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sofern eine elektronische Version dieses Werkes auf einem Server bereitgestellt wird, sind Vervielfältigungen nur zum persönlichen Gebrauch gestattet.

Berufsbezug, zentrales Merkmal der deutschen Berufsausbildung

Eberhard Schoenfeldt

Universität Gesamthochschule Kassel • Institut für Berufsbildung
Berufs- und Wirtschaftspädagogik Band 33

Kassel: Universitätsbibliothek, 2002
ISBN: 3-89792-066-2

Bezugsbedingungen:

Preis: 5,00 € zuzüglich Porto- und Versandkosten

Bestellungen an:

Institut für Berufsbildung der Universität Gesamthochschule Kassel
Fachbereich 10, Heinrich-Plett-Str. 40
34109 Kassel, Dr. Raimund Dröge

Inhaltsverzeichnis

| | Seite |
|---|-------|
| 1 <u>Einleitung</u> | 7 |
| 2 <u>Notizen zur Stadtforschung</u> | 15 |
| 2.1 Was ist eine Stadt? | 15 |
| 2.2 Die Stadt als universale oder partikulare Erscheinung | 22 |
| 3 <u>Städte im Okzident und Orient</u> | 28 |
| 3.1 Die Stadt im mittelalterlichen Deutschland | 28 |
| 3.2 Das Städtewesen in Ostasien | 39 |
| 4 <u>Vereinigungen von Handwerkern und Kaufleuten</u> | 45 |
| 4.1 Zusammenschlüsse in den mittelalterlichen Städten Deutschlands | 45 |
| 4.2 Zusammenschlüsse in Ostasien | 53 |
| 5 <u>Berufsorientierung</u> | 62 |
| 5.1 Berufe als Möglichkeit von Arbeitsteilung | 62 |
| 5.2 Gesellschaftliche Einschätzung beruflicher Arbeit im Mittelalter | 69 |
| 5.3 Berufsorientierte mittelalterliche Ausbildung | 76 |
| 6 <u>Beruf. Vom Mittelalter zur Gegenwart. Zusammenfassung und Schlußbemerkungen</u> | 80 |
| <u>Literaturverzeichnis</u> | 87 |
| <u>Verzeichnis der Schriftenreihe Berufs- und Wirtschaftspädagogik</u> | 97 |

1 Einleitung

Allgemein wird die Berufsausbildung in Deutschland mit dem Begriff "duales System" belegt. Hervorgehoben wird dabei die Verteilung der Ausbildungsaufgaben auf zwei Lernorte, nämlich Betrieb und Berufsschule. Viele Länder erachten unser System für vorbildlich und erstrebenswert.

Das gilt besonders deswegen, weil sich in Deutschland die Betriebe bereit erklären, einen erheblichen Anteil der Ausbildung selbst zu übernehmen. Mehr noch, die Betriebe werden nicht nur nicht gezwungen, sondern die Wirtschaft sieht berufliche Ausbildung als ein Gebiet ihrer Zuständigkeit an. Das, was im Berufsbildungsgesetz als "zuständige Stelle" für die berufliche Erstausbildung beschrieben wird, sind in aller Regel die Kammern, mithin Selbstverwaltungsorgane der deutschen Wirtschaft.

Das Engagement der Betriebe in der Ausbildung sichert zum einen ein Höchstmaß an Aktualität und Bedarfsgerechtigkeit beruflicher Qualifikation und entlastet andererseits sowohl die Individuen als auch die Gesellschaft in finanzieller Hinsicht ganz erheblich.

Sicher ist dies ein wichtiger Grund gewesen, das Modell "duales System" als Leitvorstellung in die deutsche Berufsbildungszusammenarbeit zu übernehmen. In zahlreichen Ländern ist mit beträchtlichem Aufwand versucht worden, ein "duales" oder auch "kooperatives" Ausbildungssystem aufzubauen. Gelingen ist das enttäuschenderweise nirgends, schon gar nicht "flächendeckend" oder "nationwide".

Die Erfahrungen haben gezeigt: Ob in Industrieländern oder in Entwicklungsländern, das duale System, wie es in Deutschland bekannt ist, läßt sich nicht exportieren.

Dies liegt meines Erachtens nicht so sehr an der Dualität unseres Systems, sondern an der Beruflichkeit, dem Berufsbezug der deutschen Ausbildung.

Der Berufsbezug unserer Ausbildung ist das Besondere und nicht Exportierbare. Diese Behauptung soll auf den folgenden Seiten zu belegen versucht werden.

Nun ist die Transferierbarkeit oder Nicht-Transferierbarkeit unseres Ausbildungssystems hier gar nicht einmal das zentrale Problem. Vielmehr steht der Nachweis der Einzigartigkeit des deutschen Lösungswesens beruflich zu qualifizieren im Blickpunkt. Wie es zu diesen Verhältnissen bei uns gekommen ist und warum es in anderen Gesellschaften zu anderen Entwicklungen kam, ist meine Problemstellung.

Das eigentliche Ziel oder anders ausgedrückt das leitende Erkenntnisinteresse ist, einen Beitrag zur Beibehaltung des dualen Systems zu leisten.

Das duale Prinzip ist nämlich nicht nur deswegen vorteilhaft, weil sich die Betriebe an den Ausbildungskosten beteiligen. Auch in anderen Industrienationen wie Japan, Korea oder die USA übernehmen viele Betriebe erhebliche Anstrengungen bei der Aus- und Weiterbildung ihres Personals.

Am dualen System sind aus berufspädagogischer Sicht andere Faktoren wesentlich bemerkenswerter. So ist der parallele Verlauf betrieblicher und schulischer Sozialisation vorteilhaft. Die Berufsschule ist nicht nur der Ort zur Vermittlung beruflicher Theorie, sondern zugleich der Raum zur Reflexion betrieblicher Organisation und ökonomischen Handelns. Diese Aufgabe kann die Berufsschule nur übernehmen, weil gleichzeitig die betriebliche Realität und die betriebliche Sozialisation erfahren wird. Die Berufsschule bildet so das aufklärerische Korrektiv zum "Betrieb als Erziehungsfaktor". Gerade an dem gleichnamigen Buch von Abraham läßt sich auch heute noch gut erken-

nen, wie politisch wichtig eine unabhängige schulische Begleitung der Ausbildung für die Jugendlichen ist - oder zumindest sein kann (ABRAHAM 1957).

Ferner halte ich die gesamtgesellschaftliche Kontrolle für ein ganz wichtiges Merkmal unserer Berufsausbildung. Berufsbilder und Rahmenpläne bedürfen der Zustimmung von Regierungsvertretern, Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften. Das Ergebnis ist die landesweite Anerkennung der beruflichen Abschlüsse und diese wiederum bieten Facharbeitern, Gehilfen und Gesellen sozialen Schutz und Zugang zu einem fachlichen Arbeitsmarkt (SENGENBERGER 1987). Hier wird m. E. eine sozialpolitische Überlegenheit unseres Systems gegenüber anderen bekannten Systemen deutlich sichtbar.

Die gesamtgesellschaftliche Kontrolle und Anerkennung der Berufsausbildung ist nur möglich, weil die Betriebe einer Branche bereit sind, prinzipiell nach den gleichen Ausbildungsrichtlinien auszubilden.

Der Schulterschuß der Betriebe in Ausbildungsfragen ist ein ganz wichtiges Merkmal des dualen Systems und hat, wie zu zeigen sein wird, praktisch die gleiche Wurzel wie das Berufsprinzip.

Für das duale System konstitutiv ist nicht, wie schon gesagt, zuvorderst die Aufteilung der Ausbildung auf zwei Lernorte, unter besonderem Einsatz der Betriebe, sondern die Orientierung am Berufsbezug.

Für das duale System spielt der Berufsbegriff die zentrale Rolle, zum einen als didaktischer Mittelpunkt der Ausbildung und zum anderen beim Zusammengehörigkeitsgefühl von Betrieben, die sich einem gleichen Beruf verbunden fühlen.

Auch in anderen Industrieländern beteiligen sich Betriebe an der Aus- und Weiterbildung. Sie orientieren sich aber nicht am Beruf (Ausbildungsberuf),

sondern am Arbeitsplatz und an betriebsinterner Verwertbarkeit vermittelter Qualifikationen. Eine berufsorientierte, betriebsunabhängige und gesellschaftlich kontrollierte Ausbildung kann so nicht zustande kommen.

Der Berufsgedanke ist kulturspezifisch. Diese Aussage gilt allerdings nur eingeschränkt (GEORG 2001, S. 103):

“Das Berufskonzept ist eigentlich kein spezifisch deutsches, sondern ein universales, in nahezu allen Industrie- und Entwicklungsländern anzutreffendes Konzept. Aber die Universalität dieses Konzepts reduziert sich weitgehend auf die akademischen Professionen.”

Bezüglich der Tätigkeiten in nicht-akademischen Erwerbsbereichen ist das Berufskonzept in der internationalen Diskussion nicht im Gespräch. Das hat seine Gründe. Tatsächlich ist es praktisch nur für die deutsche Situation typisch, daß wir bei aller Unterschiedlichkeit von akademischen und nicht-akademischen Berufen prinzipiell den Zugang zu den korrespondierenden Tätigkeitsfeldern nur über geordnete, staatlich anerkannte Ausbildungen und Abschlußzeugnisse ermöglichen (GEORG 2001, S. 103).

Das ist in anderen Kulturen so nicht üblich. Nirgendwo anders ist die Ausbildung von Facharbeitern und Gehilfen so eindeutig und nachhaltig durch “Beruf” bestimmt worden wie bei uns.

Die folgenden Ausführungen haben ausschließlich den Berufsbezug nicht-akademischer Tätigkeiten im Blick; das Kulturspezifische wird nur auf diese Gruppe von Berufen hin untersucht.

Aber zuvor noch einige Anmerkungen zur laufenden Diskussion darüber, ob der Berufsbezug auch noch in der Zukunft eine strukturierende Bedeutung für unser Ausbildungssystem haben kann oder sollte.

Benner hat schon vor vielen Jahren zutreffend darauf aufmerksam gemacht, daß wir sprachlich genau genommen und korrekt von "Ausbildungsberufen" sprechen. Damit wird zweierlei bezweckt. Erstens bedeutet dies eine Abstraktion von einer Vielzahl von nur teilgleichen Arbeitsplätzen, deren Anforderungen und Bedürfnisse durch eine den einzelnen Arbeitsplatz übergreifende Qualifikation entsprochen werden soll. Zweitens aber ist "Ausbildungsberuf" ein Konstrukt (BENNER 1977, S. 13). Der wissenschaftstheoretische Begriff "theoretisches Konstrukt" gehört zur induktiven Methode in den Sozialwissenschaften und bezeichnet etwas, das nicht unmittelbar beobachtet werden kann. Zu theoretischen Konstrukten gehören beispielsweise "Bildung" oder "Wohnkultur" oder eben auch "Beruf". Sollen diese Konstrukte beobachtbar werden, bedarf es einer "operationalen Definition" (SEIFFERT 1983, S. 201-213). Die operationalen Definitionen sind nicht zeitlos zu gewinnen - es bedarf immer neuer Anstrengungen und Legitimation der Indikatoren. Was Bildung ist oder als Beruf anzusehen ist, wird immer wieder neu zu bestimmen sein.

Die Klagen von einigen Berufs- und Wirtschaftspädagogen darüber, daß sich die Berufsausbildung an einem überholten Berufsbegriff orientiert, stellt nicht automatisch den Berufsbezug unserer Ausbildung infrage, sondern markiert die Herausforderung nach einer neuen operationalen Definition.

Denn über eins sollte man sich im Klaren sein:

Wenn der Berufsbezug im Ausbildungs- und Beschäftigungsbereich aufgegeben wird, ist das auch zugleich das Ende des dualen Systems (GREINERT 1998, S. 187).

Um zum eigentlichen Thema zurückzukehren. Warum kam es in Deutschland zu einer wahrscheinlich einzigartigen Entwicklung? Das ist die Frage, die sich nun stellt.

Um diese Frage beantworten zu können, muß man tief in die Geschichte einsteigen. Ich behaupte, die Berufsorientierung hat etwas zu tun mit dem Entstehen von Zünften und Gilden.

Nun hat es in allen Kulturen Zusammenschlüsse ähnlich wie denen der Zünfte und Gilden gegeben. Berufliche Vereinigungen sind also keine spezifisch mitteleuropäischen Erscheinungen. In der Funktion der Zusammenschlüsse lassen sich aber in den verschiedenen Kulturen für mein Thema bedeutsame Unterschiede feststellen.

Dazu später mehr.

Es kommt aber noch etwas hinzu, was das Eigenartige der deutschen Beruflichkeit auszumachen scheint.

Die Gründung von Zusammenschlüssen von Handwerkern und Kaufleuten geschah auf städtischem Boden. Jedenfalls gilt das für die Zünfte und Gilden, wie man sie heute versteht. Es mag Vorläufer auf dem Lande, auf Fronhöfen und in Klosterwirtschaften gegeben haben, das ist zwar recht ungewiß und wird weiter unten noch erörtert.

Es ist davon auszugehen, daß Gilden und Zünfte städtische Organisationen sind - also etwas mit dem Phänomen "Stadt" zu tun haben. Nun ist es so, daß das, was "Stadt" genannt wird, auch keine spezifisch deutsche oder mitteleuropäische Erscheinung ist. Städte hat es seit mindestens 4000, vielleicht sogar 8000 Jahren gegeben. In allen Kulturen und Erdteilen lassen sich Städte nachweisen.

Und doch bin ich am Ausgangspunkt meiner Untersuchung angelangt. Der folgende Sachverhalt ist nämlich bemerkenswert: Der Begriff "Stadt" läßt sich nicht allgemeinverbindlich definieren. Das was für alle Städte gemeinsam charakteristisch ist, ist an Substanz äußerst dürftig.

Die Siedlungsform Stadt ist zutiefst kulturell bestimmt. Kultur ist hier nicht eine Restgröße im Definitionsversuch "Stadt". Die Kultur ist vielmehr der konstitutive Faktor bei Stadtentstehungen und der Ausprägung sozialer Stadtstrukturen.

Max Weber hat mehrfach und überzeugend den Gegensatz zwischen Städten im Okzident und Orient beschrieben. In dieser Unterschiedlichkeit der mitteleuropäischen Städte von denen in anderen Regionen und Kulturen, liegt der Schlüssel für die Besonderheiten von deutschen Zünften und Gilden im Zusammenhang mit der Entstehung der Beruflichkeit in der Ausbildung und in der Arbeit. Spätestens seit den 70er Jahren wird mit der Erforschung sozialer Eigentümlichkeiten von Städten in Entwicklungsländern auch versucht herauszuarbeiten, wie städtische Zentren z. B. die Einstellung zur Arbeit, Berufsstrukturen, Spargewohnheiten und Mitgliedschaften in freiwilligen Vereinigungen beeinflussen und sozialen Wandel befördern (HOSELTZ 1977, S. 287-290).

Unter Punkt 2 wende ich mich zunächst der Stadtforschung zu und begründe meine Ansicht, daß es sich bei der Stadt um eine partikulare, nicht universale Erscheinung handelt.

Danach widme ich mich im 3. Abschnitt der mittelalterlichen Stadt in Deutschland und wähle zum Vergleich und Kontrast das Städtewesen zu ähnlicher Zeit in Ostasien.

Im 4. Abschnitt stehen Aussagen zu beruflichen Zusammenschlüssen in Deutschland und Ostasien im Mittelpunkt.

Berufliche Arbeitsteilung, berufliche Ausbildung und gesellschaftliche Wertschätzung von beruflicher Arbeit im Mittelalter sind dann die zentralen Begrifflichkeiten im 5. Abschnitt.

Im letzten und 6. Abschnitt wird eine kurze Zusammenfassung der Entwicklung im mittelalterlichen Deutschland versucht. Einige Verbindungslinien zur jetzigen Diskussion, wie sie schon in der Einleitung angelegt sind, werden noch etwas weiter gezogen.

Und noch ein Wort, um Mißverständnisse auszuschließen. Wenn ich Worte wie "Deutschland" oder "deutsch" verwende, dann ist häufig der Sprachraum und nicht eine begrenzte politische Einheit gemeint.

2 Notizen zur Stadtforschung

2.1 Was ist eine Stadt?

Ein Witzbold unter den Stadtforschern, der namentlich nicht genannt wird, wird mit folgender Definition zitiert: "Eine Stadt ist dort gegeben, wo die Menschen selbst das Gefühl haben, in einer zu leben" (FRORIEP 1989, S. 44). Diesem, wohl nicht ganz ernst zu nehmenden, Satz kann man aber entnehmen, daß die Frage "was ist eine Stadt" sich nicht so leicht beantworten läßt.

"Stadt" so Häußermann und Siebel, "was für ein knappes Wort für eine Vielfalt von Wirklichkeiten: das sündige Babel, das heilige Jerusalem ..." (HÄUSSERMANN/SIEBEL 1987, S. 7), Sparta und Athen, Peking und Kalkutta, Oldenburg in Oldenburg und Kassel.

Die Zahl der Unterschiede ist weit größer als die Zahl der Gemeinsamkeiten. Welche Merkmale verbinden die deutschen Städte des frühen Mittelalters mit im Durchschnitt weniger als 1000 Stadtinsassen mit Mexico-City mit rund 30 Millionen Einwohnern? Wenige, so lautet die Antwort.

"Die Stadt, wie sie uns noch auf Merian-Stichen gegenüber tritt, war früher eine mauerbewehrte Insel der Zivilisation im Meer der Natur. Heute bildet die Natur kleine, sorgfältig gehegte Inseln im Siedlungsbrei des Ruhrgebiets oder ... dem Städteband, das sich an der amerikanischen Ostküste von Boston bis Washington zieht" (HÄUSSERMANN/SIEBEL 1987, S. 7).

Gemeinsam ist nach Häußermann und Siebel allen Städten nur eins: Die Bewohner sind von der landwirtschaftlichen Produktion ganz oder ganz überwiegend freigestellt.

Dieses Merkmal wird von allen anderen Stadtforschern, bei denen ich nachgeschlagen habe, bestätigt.

Über das genannte magere Charakteristikum hinaus und der Erkenntnis der Stadtgeschichtsforscher, unfähig zu sein, ihren eigentlichen Erkenntnisgegenstand zu definieren (KOLLER 1993, S. 1), gibt es doch noch einige diskussionsfähige Merkmale. Toynbee versucht zunächst eine Negativbestimmung. Städte sind nicht Dörfer, deren Bewohner sich dem Ackerbau und der Viehzucht widmen. Camps von Berg- und Waldarbeitern sind ebensowenig Städte wie bewegliche Lager von Hirtennomaden (TOYNBEE 1971, S. 40).

Damit verdichtet sich die Annahme, daß als Städte jene Siedlungen bezeichnet werden, in denen sich produzierendes Gewerbe und Handel zusammenfinden (M. WEBER 1980, S. 727; FRORIEP 1989, S. 12). Dem steht jedoch entgegen, wie etwas weiter unten deutlich wird, daß es bei dem Versuch einer Typologisierung von Städten auch zu Bezeichnungen kommt wie "Konsumtenstädte" (Garnisonen und Beamtenstädte).

Häufig zu finden ist die Merkmalsbeschreibung "feste Siedlung", "relativ geschlossene Siedlung", "gedrängtes Wohnen", "engeres Zusammenleben" (TOYNBEE 1971, S. 40; M. WEBER 1980, S. 727; KOLLER 1993, S. 1; FRORIEP 1989, S. 12, 37). Hierbei fällt die Abgrenzung zum Dorf nicht leicht. Eine Größenangabe hilft auch nicht zuverlässig. Max Weber hat darauf aufmerksam gemacht, daß es recht kleine mittelalterliche Städte gab und sehr große russische Dörfer.

Gelegentlich wird auch eine Mauer um eine Ansiedlung herum als Indiz für eine Stadtanlage gehalten (ENNEN 1981, S. 17):

"Fortschritte in der Hausbautechnik, der Gesamtanlage der Siedlung und schließlich Umwallung und Befestigung unterscheiden die ältesten Städte vom Dorf."

Universell gilt dies jedoch nicht, da z. B. den japanischen Städten eigentümlich ist, keine Stadtmauern gehabt zu haben oder zu haben.

Aus sozialwissenschaftlicher Sicht hilft der Hinweis weiter, daß es sich bei den Stadtbewohnern nicht um einen Verband von Blutsverwandten handelt. Auch der Nachbarverband im Sinne spezifischer, persönlicher gegenseitiger Bekanntschaft der Einwohner miteinander fehlt (M. WEBER 1980, S. 727). Meines Erachtens gilt Anonymität als Kennzeichen städtischen Wohnens nur ab einer gewissen Stadtgröße. In den z. B. vielen kleinen Städten des Mittelalters dürfte man sich untereinander recht gut gekannt haben.

In Städten, in denen der Verband von Nachbarschaften fehlte, entwickelte sich häufig eine ausgeprägte soziale Ordnung, in der Regel besondere Rechtsverhältnisse, Stände, Zünfte und häufig auch ein bestimmtes Maß an Selbstverwaltung.

Abschließend zur Frage, welche Merkmale eine Stadt ausmachen, beziehe ich mich auf eine Liste von Kennzeichen, die von Froriep erarbeitet wurde. Nach seinen eigenen Worten ist allerdings fraglich, ob die Liste universell gültig ist (FRORIEP 1989, S. 44):

"... so stoßen die heutigen, oft chaotisch erscheinenden Mammutstädte mit ihren vielen Millionen Einwohnern an die Grenze dessen, was man noch als Stadt im überkommenen Sinn bezeichnen kann."

Als besondere Kennzeichen werden hervorgehoben:

- eine geographisch bedingte Stadtlage
- ein den Bewohnern schutzbietender Ort
- eine durch natürliches Wachstum und durch Zu- und Abwanderung bestimmte Einwohnerzahl
- konzentrierte soziale Ordnungen und geistige Beziehungen
- Arbeitsteilung
- unterschiedliche Gruppenziele und -interessen
- Vorsorge für Nahrung und Verteidigung
- differenzierte Rechtsverhältnisse
- Leistungen für ein größeres Gebiet
- ständige Veränderungen
- wachsende Komplexität

Zur Beantwortung der Frage: Was ist eine Stadt?, mag beitragen, sich kurz zu vergewissern, seit wann es nach Ansicht der Stadtforscher Städte gibt, unter welchen Umständen sie entstanden. Während Ennen die ersten Städte um etwa 4000 v. Chr. vermutet, geht Froriep davon aus, daß grundlegend neue Siedlungs-, Lebens- und Wohnformen im Sinne von Städten, bereits gegen 8000 v. Chr. entstanden (ENNEN 1981, S. 17; FRORIEP 1989, S. 18).

Voraussetzung für die Entstehung von Städten war das Selbsthaftwerden der Menschen und ein Überschuß in der Nahrungsproduktion dergestalt, daß nicht alle menschliche Arbeitskraft in der Landwirtschaft eingesetzt werden mußte. Sicher spielte auch die geographische Beschaffenheit wie Vorhandensein von trinkbarem Wasser, Sicherheit vor Feinden und günstige Verkehrs- und Handelslage eine Rolle bei Stadtgründungen.

In seiner berühmten Studie "Typologie der Städte" hat auch Max Weber den Versuch unternommen, den Begriff "Stadt" zu definieren. Diesen Versuch bricht er relativ rasch ab, da es auch ihm nicht gelang, eine befriedigende umfassende und allgemeine Charakterisierung der Stadt vorzulegen. Er

wendet sich daher im Fortgang der Studie dem Gegenstand beschreibend zu. Nicht mehr die Stadt wird sein Thema, sondern welche Typen von Stadt möglicherweise erkennbar sind. Diese Typen sind zunächst Konstruktionen, sogenannte "Idealtypen". Die Idealtypen treten möglicherweise in der Realität so gar nicht auf. Sie dienen dem Erkenntnisgewinn derart, daß tatsächlich vorgefundene Städte im Maße ihrer Annäherung an einen Idealtyp eingeordnet werden können (AY 1993, S. 76):

"Auch in seinem Text über die Stadt konstruiert Weber auf der Basis eines universalen Sachwissens ... Typen, Idealtypen von Stadt. Indem er dies tut, hält er zugleich fest, daß es diese Typen in der Wirklichkeit allenfalls zufällig in reiner Form gab. Hierfür ist in der Geschichtswissenschaft der Begriff des "Realtypus" eingeführt. Webers Angebot an den Historiker könnte also lauten: Vergleiche die Typen, die hier entwickelt wurden, mit der Wirklichkeit der Quellen! Die Übereinstimmungen, Unterschiede und Abstände eignen sich zur Bestimmung des spezifischen, konkreten Falles dieser oder jener Stadt zu dieser oder jener Zeit, und sie wehren der Gefahr unzulässig verallgemeinernder Schlüsse aus der Analyse dieses Spezialfalles."

Unter Zuhilfenahme von ökonomischen und herrschaftlichen Bezügen identifiziert M. Weber eine Vielzahl von Stadttypen wie z. B. (M. WEBER 1980, S. 729 ff.):

- Fürstenstadt
- Marktstadt
- Beamtenstadt
- Grundrentnerstadt
- Händlerstadt

- Konsumentenstadt
- Produzentenstadt
- Gewerbestadt

Es fällt auf, daß sich die Begriffe nicht gegenseitig ausschließen. So entsteht durch Kombinationen eine große Variationsbreite von Typen. Beispielsweise kann eine Fürstenstadt zugleich auch Marktstadt sein.

Beschränkt auf die deutsche mittelalterliche Stadt hat Jecht drei Stadttypen unterschieden. Nach Jecht war der größte Teil der mittelalterlichen Städte wirtschaftlich gesehen Dörfer (JECHT 1976, S. 226). Er bezeichnet sie als Ackerbürgerstädte, stadähnliche Siedlungen, in denen überwiegend eine ländliche Atmosphäre herrschte. Die verbleibenden Städte werden eingeteilt in Gewerbe- und Handelsstädte sowie in Fernhandelsstädte. Die ersteren sind Mittelpunkte lokaler Absatzgebiete und decken ihren Bedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen aus der näheren Umgebung. Fernhandelsstädte werden jene Siedlungen genannt, deren wichtigste wirtschaftliche Grundlage im Export ihrer gewerblichen Erzeugnisse lag.

Für die vorliegende Studie sind die Arbeiten von Max Weber von besonderer Bedeutsamkeit. M. Weber hat sich ausführlich gerade mit den mittelalterlichen Städten nördlich der Alpen im Vergleich mit asiatischen Städten beschäftigt. Und speziell aus diesem Vergleich hoffe ich, die Besonderheit der Anfänge deutscher Berufsausbildung nachweisen zu können.

Max Webers theoretische Ansätze, insbesondere die Verbindung historischer und soziologischer Aspekte, gelten im deutschen Sprachbereich nach wie vor als Ausgangspunkt moderner Stadtforschung (REULECKE 1993, S. 58; AY 1993, S. 74; HAASE 1978, S. XI; CHON 1985, S. 31).

Darüber hinaus gelten bis heute die theoretischen Grundlagen der Stadtforschung als noch unterentwickelt. Einigkeit herrscht bei Wissenschaftlern seit etwa der 30er Jahre des 20. Jh. insbesondere über die Einsicht, daß mit einer Theorie und einer Wissenschaft allein die Entstehung von Städten und ihre Charakterisierung nicht zu leisten ist. Zum Beispiel verstellt die rein juristische Sichtweise, eine mittelalterliche Stadt erst dann als solche anzuerkennen, wenn Stadtprivilegien nachgewiesen werden können, den Blick auf die Tatsache, daß es auch schon im 10. und 11. Jh. vor der Verleihung von Privilegien Städte gegeben hat (REULECKE 1993, S. 56; JECHT 1976, S. 218 f.; VERCAUTEREN 1963, S. 14).

Vor der Suche nach nur einer Wurzel, z. B. der mittelalterlichen Stadt, warnt auch Ennen (ENNEN 1972, S. 106):

"Die Vielfalt der Ursprungskräfte des Städtewesens, der Pluralismus der Frühformen sollte schon davor warnen, nach einer einzigen Wurzel der mittelalterlichen Stadtgemeinde zu suchen. Sie ist eine eigenständige Schöpfung des Mittelalters, etwas ganz Neues."

Wenn es schon schwierig ist festzustellen, was eine Stadt ist, so lauern weitere Gefahren, wenn man kulturübergreifende Vergleiche von Städten anstellt. Die erste Gefahr ist, die westlich-europäischen Erfahrungen zum alleinigen Maßstab zu wählen und damit nur zu eingeschränkt wirklichen-nahen und gerechten Urteilen über Städte in anderen Kulturen zu gelangen. Der amerikanische Städteforscher Hauser hat darauf aufmerksam gemacht (HAUSER 1965, S. 38):

"Conceivably, the differences between outlook in the advanced and developing areas may produce different types of urbanization. It is also conceivable that much of what has

been written on the subject is a product of generalizations based solely on Western experience and is therefore subject to the limitations of historicism".

Eine zweite Gefahr liegt in der Übersetzung von Bezeichnungen aus einer Sprache in eine andere. Sind beispielsweise "Polis", "urbs", "oppidum", "civitas" einfach mit "Stadt" zu übersetzen oder wird dabei schon das harmonisiert, was eigentlich aufgeklärt werden soll (KOLLER 1993, S. 1; FRORIEP 1989, S. 14)?

Ähnlich ist es mit Begriffen wie "polites" und "civis". Das sehr viel jüngere deutsche Wort "Bürger" stimmt keineswegs mit den vorgenannten deckend überein (PITZ 1991, S. 11).

2.2 Die Stadt als universale oder partikulare Erscheinung

Die mittelalterliche Stadt, um die es bei dieser Studie geht, ist sicher nicht der Ursprung städtischer Kultur. Die Stadt als Siedlungsform ist bekannterweise wesentlich älter. Die Fragen, die sich nun auf tun, sind folgende:

- Entstehen in allen Kulturen zu einem gewissen Zeitpunkt Städte?
- Ist die Entstehung der Stadt einmalig und sind alle späteren Städte nur zu verstehen als Wanderbewegungen eines Kulturelements?
- Entstehen Städte je nach geschichtlicher und geographischer Lage und je nach Bedarf und Funktion eigenständig?

Die vorstehenden Fragen rühren an unterschiedliche wissenschaftstheoretische Grundverständnisse und lassen sich hier nur ansatzweise und andeutungsweise beantworten.

Nach Hellsbach, und er stand in den 30er und 40er Jahren des 20. Jh. mit seiner Sichtweise keineswegs allein da, sind Städte eine gesetzmäßige Erscheinung in bestimmten Völkerkulturphasen. Wissenschaftliche Einsicht lehre uns erkennen (HELLPACH 1939, S. 119):

„... daß die Entstehung und das Wachstum von Städten, von immer größeren Städten, mit bestimmten geschichtlichen Entfaltungszeiten der irdischen Völker **ü b e r a l l** verknüpft gewesen ist. Weder die Laune Einzelner noch die Laune ganzer Volksteile hat das zuwegegebracht.“

Städte entstehen nicht zu einer beliebigen Zeit. Stadtgründungen sind auch nicht kulturelle Frühvorgänge, sondern setzen eine gewisse Kulturstufe voraus. Dann allerdings, so Hellsbach, entstehen Städte unwiderstehlich, gewissermaßen als "Kulturereignis" in Analogie der Unabwendbarkeit von "Naturereignissen".

Die Auffassung, daß die kulturelle Entwicklung und damit die Erscheinung von Städten präformiert, vorgegeben ist, wird bis in unsere Tage vertreten.

So formulierte Froriep 1989 (S. 12-13):

"Das Entstehen von Städten spiegelt einen Wesenszug der Evolution wider, nach welchem die Lebensvorgänge eine zunehmende Strukturvielfalt hervorbringen und immer komplexer werden."

Ich habe erhebliche Bedenken gegen die Annahme, daß kulturelle Entwicklungen sich evolutionistisch nach zwanghaften Regeln vollziehen und gewissermaßen in Stufen oder Schichten vom Einfachen zum Komplexen, Komplizierten aufsteigend beschrieben werden können. Kultur ist für mich kein

biologisch-pflanzenhafter Wachstumsvorgang. Auch Städte entstehen nicht quasi natürlich. Vollzöge sich kulturelle Entwicklung gesetzmäßig, wäre die Rolle der Menschen im Kulturprozeß nur noch im Nachvollzug einer vorgegebenen Entwicklung zu sehen. Ein Blick in die Geschichte oder in die Geographie zeigt eine derartige Fülle unterschiedlicher Ausformungen von städtischen Siedlungen, daß eine Gesetzmäßigkeit m. E. nicht zu entdecken ist.

Eine andere Theorie, die sich nicht auf evolutionistische Vorstellungen gründet, ist ebenfalls seit den 30er Jahren des 20. Jh. in der Diskussion. Danach entstehen Städte nicht immer wieder neu. Vielmehr entsteht die Stadt einmal und breitet sich von ihrem Entstehungsort räumlich-zeitlich aus. Menghin vermutet die Entstehung der Stadtkultur in protosumerischer Zeit, von wo aus die Siedlungsform Stadt nach Mesopotamien übertragen wurde. "Dann dürfen wir alle übrige alte Stadtkultur Vorderasiens und Ägyptens als sekundär bezeichnen" (MENGHIN 1931, S. 608).

Nach dieser Theorie leiten sich dann alle weiteren Stadtgründungen von einer primären vorderasiatischen Stadtkultur ab. So führt schließlich von der "... altmittelländischen bis zur modernen europäisch-amerikanischen Stadtkultur ... eine ungebrochene Linie" (MENGHIN 1931, S. 608).

Diese Theorie hat zweifellos den Vorzug, Städtegründungen in einem universalgeschichtlichen Zusammenhang bringen zu können. Ein absoluter Wahrheitsanspruch läßt sich jedoch nicht behaupten. Erstens ist höchst fraglich, ob sich diese Theorie Kontinente übergreifend aufrechterhalten läßt, und zweitens ist die These von der Kontinuität der Stadtentwicklung nicht unter allen historischen Umständen haltbar.

Gerade für die Stadt im Mittelalter wird zu untersuchen sein, wie und ob die auf deutschem Boden schon vorhandene römische Stadtkultur fortgesetzt wird oder ob eine eigenständige Siedlungsform vorliegt.

Ennen versucht eine pragmatische Kompromißlösung.

Einerseits geht sie von einer prinzipiellen Kontinuität der Stadtkulturen aus, vertritt also die These von der Wanderung des Kulturelements "Stadt". Dabei schließt sie getrennte Parallelentwicklung infolge gleicher Umweltreize aber nicht aus. Ennen sieht auch, daß die Kontinuität "nicht ganz ungebrochen" ist. Auch reklamiert Ennen die menschliche Schöpferkraft für die Siedlungsform Stadt und entgeht damit einer evolutionistischen Sichtweise. Städte entstehen nach ihr durch folgende Annahme (Ennen 1981, S. 8):

"Wir müssen vermuten, daß Eigenentwicklung und Kultur-
anleihe in einem harmonischen Zusammenwirken den kultu-
rellen Fortschritt erzeugen."

In Max Webers Untersuchungen zur Stadt spielt die Gegenüberstellung von Okzident und Orient eine ganz wichtige Rolle. Genauer gesagt geht es vielfach um den Vergleich der mittelalterlichen Städte nördlich der Alpen mit städtischen Siedlungen in der Antike beziehungsweise - und für diese Studie besonders wichtig - in Asien.

Weber behauptete nicht etwa, daß sich die Städte des Okzidents und Asiens total und in allen Aspekten unterschieden. Vieles war gemeinsam (M. WEBER 1980, S. 736):

"Märkte hatten sie alle und Festungen waren sie ebenfalls.
Die chinesischen großen Sitze des Gewerbes und Handels
waren sämtlich, die kleinen meist, befestigt, im Gegensatz

zu Japan. Die ägyptischen vorderasiatischen, indischen Sitze von Handel und Gewerbe waren es ebenfalls. Gesonderte Gerichtsbezirke waren die großen Handels- und Gewerbesitze jener Länder gleichfalls nicht selten."

In ökonomischen, sozialen und politischen Aspekten unterscheiden sich nach Weber die asiatischen Städte von denen im Okzident dennoch beträchtlich. Auf wesentliche Unterschiede wird im nächsten Kapitel eingegangen. Deutlich wird aber, daß Max Weber nichts von einer evolutionistischen Theorie hält und auch nicht das Prinzip der Kontinuität in den Vordergrund stellt. Für ihn sind die jeweils unterschiedlichen sozio-politischen und ökonomischen Konstellationen wichtig, in denen Städte entstehen und wachsen. Hier soll ferner nur angedeutet werden, daß die ganz überwiegende Mehrheit der deutschen Stadtforscher, soweit ich die Literatur zu übersehen vermag, der Argumentation Webers prinzipiell folgt (z. B. AY 1993, S. 74; SCHMIDT-GLINTZER 1990, S. 282; JECHT 1976, S. 223). Gewiß gibt es Einsprüche im Detail und Korrekturen aufgrund verbesserter und vermehrter Erkenntnis. Nicht alle Kritik scheint mir indes berechtigt. Auch darauf werde ich noch eingehen.

Anders als in Deutschland sind die amerikanischen Stadtforscher eher skeptisch gegenüber M. Webers Theorie. Der Einfluß von Kultur auf die Stadt wird für wesentlich bescheidener erachtet. Es sei zum Beispiel eine strittige Frage, ob kulturelle Grundhaltungen Auslöser oder Ergebnis von Stadtentwicklung seien (HAUSER 1965, S. 38).

Unterscheidungskriterium für die Charakterisierung von Städten ist weniger die Kultur als der Stand der Ökonomie. So wird unterschieden zwischen Städten von vor und nach der Industrialisierung. Besonders Sjoberg hat diese Gegensätzlichkeit mehrfach nachdrücklich betont (SJOBERG 1965a, S. 4 f.):

"Our principal hypothesis is that in their structure, or form, preindustrial cities - whether in medieval Europe, traditional China, India, or elsewhere - resemble one another closely and in turn differ markedly from modern industrial-urban centers."

"To return to our main thesis: preindustrial cities everywhere display strikingly similar social and ecological structures, not necessarily in specific cultural content, but certainly in basic form."

Damit werden die von Max Weber herausgearbeiteten prinzipiellen Unterschiede zwischen orientalischen und okzidentalischen Städten nicht akzeptiert. Man sollte, so Sjöberg, die soziale und politische Unabhängigkeit mittelalterlicher europäischer Städte nicht dramatisieren (SJOBERG 1965b, S. 162).

Ich kehre zu anfänglichen Überlegungen zurück.

Es ist schwierig zu sagen, was eine Stadt ist. Eine über alle Zeiten und Räume hinweg gültige Definition gibt es nicht. Städte lassen sich nur mit Bezug auf eine bestimmte historische Epoche und eine bestimmte Gesellschaft beschreiben (HÄUSSERMANN/SIEBEL 1987, S. 7). Ganz ähnlich hat sich auch Bosl geäußert (BOSL 1970, S. 193):

"Einen allgemeingültigen 'Idealtyp' der Stadt ... gibt es nicht; man kann nur von epochalen Realtypen, von historischen Erscheinungsformen der Stadt sprechen, die nach Zeiten, Völkern, Kulturen, Landschaften verschieden sind."

Ja, man kann weiter gehen und auch sagen, die europäische Stadt im Mittelalter gibt es nicht. Sobald man in die Betrachtung nicht nur die Städte mit römischer Vergangenheit, sondern auch die Städte Frieslands, Skandina-

viens oder Englands mit einbezieht, kommt man mit der Behauptung eines Städtetyps in Schwierigkeiten (VERCAUTEREN 1963, S. 25).

Schließlich könnte man Toynbee folgen, der die Stadt beschrieb als "... eine besonders komplizierte Siedlungsart, und jede Stadt hat ihre individuelle Gestalt, ihren eigenen Charakter und ihre eigenen Probleme" (TOYNBEE 1971, S. 41).

Ich halte mich an Pitz und Ennen. Der Begriff "Stadt" kann als historischer Begriff, das heißt als ein Begriff, dessen Definition sich nach Zeit und Raum verändert, benutzt werden. "Stadt" läßt sich nicht mit starren Kriterien beschreiben, sondern nur mit variablen, flexiblen Kriterienbündeln, die es erlauben, die Unterschiede regionaler und zeitlicher Art herauszuarbeiten. Der Stadtbegriff ist eine Hilfskonstruktion (PITZ 1991, S. 11; ENNEN 1972, S. 12).

Die Stadt ist somit weit mehr eine partikulare als eine universale Erscheinung.

3 Städte im Okzident und Orient

3.1 Die Stadt im mittelalterlichen Deutschland

Vor der ersten Jahrtausendwende gab es in Deutschland kaum Städte, bestenfalls Überbleibsel römischer Stadtsiedlungen. Es handelte sich zu dieser Zeit um eine agrarisch geprägte Gesellschaft, in der die Produktion von Lebensmitteln unmittelbar verquickt war mit der Produktion von Gegenständen des täglichen Lebens. Von einer Spezialisierung konnte man nur im zeitlichen Sinne sprechen: Während in den Sommermonaten die Feldarbeit vorherrschte, konnte man sich zur Winterzeit handwerklichen Tätigkeiten widmen (HÄUSSERMANN/SIEBEL 1987, S. 93).

Fast alle Gegenstände des täglichen Bedarfs und Gebrauchs wurden in den Familien oder Sippen selbst hergestellt. Es wird vermutet, daß nur Schmiede, Weber und Töpfer auch für den Absatz arbeiteten (BELOW 1925, S. 1). Das ist jedoch nicht unbestritten. So finden sich bei Kulischer gute Argumente dafür, daß auch die Töpferei damals zum "Hausfleiß" gehörte (KULISCHER 1928, S. 71).

Den germanischen Herzögen und Königen waren Städte fremd, sie verließen sich auf die Gefolgschaftsverfassung ihrer Heere zur Absicherung ihrer Macht, dazu brauchten sie keine Stadt. So verloren die Städte römischen Ursprungs auf deutschem Boden nach dem Machtverlust der Römer immer mehr ihre Funktionen. Städtisches Wirtschaften und städtisches Leben erlitten einen erheblichen Rückschlag (HENNING 1976, S. 57).

Die germanische Wirtschaftsweise war, wie eben angedeutet, zunächst wenig arbeitsteilig.

Die Spezialisierung der Menschen durch Arbeitsteilung muß recht langsam vor sich gegangen sein. Und doch waren Produktivitätssteigerungen in der Landwirtschaft, Bevölkerungswachstum und Spezialisierung im handwerklichen Bereich notwendige Voraussetzungen für eine räumliche Separierung, für die Entstehung von Städten.

Den Stadtgründungen voraus ging die Wirtschaftsweise von Klöstern und Fronhöfen. Deren ökonomische Aktivitäten versuchten eine weitgehende Selbstversorgung sicherzustellen. Arbeitsteilung fand innerhalb einer Wirtschaftseinheit statt, aber nicht zwischen den Einheiten (HENNING 1976, S. 41). Trotzdem sind die Höfe wohl nicht als geschlossene Gutsbezirke zu verstehen, sondern eher als Teile von Landgemeinden (BELOW 1909, S. 419).

Die zu Diensten oder Abgaben von Naturalien zusammenlebenden Personen oder besser die Angehörigen der Klöster und Fronhöfe waren personenrechtlich sehr unterschiedlich gestellt. Es gab zwischen Freien und Unfreien eine Reihe von Zwischenabstufungen. So gab es in späterer Zeit z. B. Handwerker, die vom Grundherren nicht benötigte Produkte auf eigene Rechnung verkaufen konnten.

Die Arbeitsteilung im gewerblichen Bereich ist je nach Größe der Wirtschaftseinheit wohl recht unterschiedlich gewesen. Dabei muß bedacht werden, daß im frühen Mittelalter die Bedürfnisse einfach und die Qualitätsansprüche noch gering waren. Es überwogen weitgehend Holzbauten mit Reisig- und Lehmausfachung. In Steinbauweise wurden höchstens Kirchen errichtet. Abhängige Bauern lieferten Schindeln, hölzerne Eggen aber auch Sicheln und Beile oder leisteten Frondienste beim Bierbrauen und Weinkeltern. Ob es unfreie Handwerker gab, die auf den Höfen arbeiteten, ist sehr umstritten, wohl eher unwahrscheinlich.

Hartnäckig wird das Beispiel vom Kloster St. Gallen wiederholt. Aufgrund von Grundrißzeichnungen des Klosters aus dem Jahr 820 sollen sich Kenntnisse über differenzierte Werkstätten ergeben. Folgende Handwerke ließen sich so nachweisen (HENNING 1976, S. 45):

- "– *Nahrungshandwerke*: Müller, Bäcker, Fleischer (daneben auch Gärtner, Hirten und Fischer als Spezialberufe).
- *Kleidungshandwerke*: Spinner, Weber, Schneider, Walker, Gerber, Schuhmacher.
- *Produktionsmittel- und Rüstungshandwerke*: Bearbeiter von Metall und Holz, z. B. Stellmacher oder Wagner, Schmiede, Schwertfeger, Schildmacher.
- *Bauhandwerke*: Zimmerleute, seltener Steinbe- und

- verarbeiter (Maurer, Steinmetze), letztere vor allem bei Sakralbauten.
- *Hersteller von Luxusgegenständen: Meistens Spezialisten aus den schon genannten Handwerken."*

Kulischer hat schon 1928 vor dieser Quelle gewarnt. Die Grundrißzeichnungen, auf die Bezug genommen wird, sind nicht in die Realität umgesetzt worden. Aus den Zeichnungen eine derart weitgehende Spezialisierung von Handwerkern im 9. Jh. herauszulesen ist nicht ohne Gefahr. Tendenziell richtig scheint zu sein, daß in den Klosterwirtschaften Mönche sich handwerklich betätigten und für den Eigenbedarf von Kloster und Kirche, insbesondere für religiöse Handlungen, arbeitsteilig höherwertige Gegenstände herstellten (KULISCHER 1928, S. 69; DUNCKMANN 1922, S. 61; ZORN 1982, S. 71).

Kleinen Grundherrschaften gelang es nicht, durch innere Arbeitsteilung die gewünschten verschiedenartigen Güter in ausreichender Qualität erstellen zu lassen. Die Feudalherren versuchten dann z. B. mehr Getreide herzustellen als sie brauchten und den Überschuß zu verkaufen, respektive gegen benötigte Gegenstände zu tauschen. Das führte im übrigen ab dem 10. Jahrhundert dazu, daß die ursprünglich voneinander unabhängigen ökonomischen Einheiten in ein System gesellschaftlicher Arbeitsteilung einbezogen wurden (MOTTEK 1985, S. 139).

Neben den handwerklich Beschäftigten, die zu den Klöstern und Fronhöfen gehörten, gab es auch ein freies Dorfhandwerk. Teilweise waren diese Personen noch mit landwirtschaftlicher Produktion für den Eigenbedarf beschäftigt. Im übrigen stellten sie für die Dorfbewohner Kleidung, Gebäude sowie Wirtschafts- und Haushaltsgeräte her. Nachgewiesen sind besonders Schmiede- und Töpferwerkstätten (HENNING 1976, S. 46).

Angesichts einer für die damaligen Verhältnisse ausreichenden Spezialisierung des Gewerbes auf den Dörfern und Herrenhöfen kann man sich fragen, "... ob für ein stadtsässiges, auf einen freien Markt angewiesenes Gewerbe überhaupt noch genügend Raum blieb" (PITZ 1991, S. 125). Pitz weist wohl zutreffend darauf hin, daß das nichtstädtische Handwerk in der Frühzeit der Stadtgründungen weiter entwickelt war als viele Historiker es beschreiben. Die Überlegenheit des städtischen Handwerks gegenüber handwerklichen Tätigkeiten an anderen Orten entwickelt sich erst im Zusammenhang mit der Gründung von Zünften. Dazu später mehr. Jetzt stellt sich zunächst die Frage nach der Entstehung der mittelalterlichen Stadt. Forscher im 19. Jh. versuchten die deutsche Stadtverfassung auf jeweils eine Spezialtheorie zu gründen: Munizipaltheorie, Hofrechtstheorie, Gildetheorie, Markttheorie und andere. Heute ist man sich einig, daß es recht unterschiedliche Gründe und Begebenheiten waren, die zu Stadtgründungen führten.

Nun gab es ja schon vor der Völkerwanderung ein fremdes Städtewesen auf deutschem Boden, die sogenannten Römerstädte. Diese Städte an Rhein und Donau galten früheren Stadtforschern als direkte Vorläufer der mittelalterlichen Stadt. Davon ist man inzwischen abgerückt. Heute gilt als erwiesen, daß die römischen Städte mit Beginn der Völkerwanderung, genauer gesagt mit der Invasion germanischer Stämme in das römische Reich, unter erheblichen Druck gerieten. Es gibt keinen Zweifel daran, "... daß die Germaneneinfälle seit dem 3. Jahrhundert die bereits kränkelnde Blüte des römischen Städtewesens geknickt haben" (PITZ 1991, S. 8). Viele Städte wurden erobert und ausgeplündert, die Städte waren unsicher geworden, "... und so begann jene lang anhaltende Stadtflucht, die so viel zum Verfall der antiken Städte beigetragen und nicht selten zu deren völligem Untergang geführt hat" (PITZ 1991, S. 8).

Zunächst zogen die Römer mit ihren Legionen und Verwaltungspersonal aus den Städten fort und als dann die Konsumschicht immer kleiner wurde, zogen

auch Händler und Handwerker aufs Land. Die Städte verödeten (RÖRIG 1971, S. 659):

"Über das Straßennetz des römischen Trier legte sich meterhoher Schutt, so daß die Straßen des einen ungleich engeren Raum umfassenden mittelalterlichen Trier ohne Beziehungen zu dem unter ihnen liegenden römischen Straßennetz stehen. Aber wenn auch noch so viel in Flammen aufgegangen war, die stolzesten und repräsentativsten Bauten waren in ihrem Rohbau unverwüstlich und niemand mühte sich an ihrer planvollen Zerstörung ab. So ragt die Porta Nigra in Trier in unsere Tage hinein und mit ihr andere Bauten, wie die Römischen Bäder Triers und die Reste des Amphitheaters."

Sind die römischen Städte gänzlich untergegangen oder gibt es zu den mittelalterlichen Städten eine Verbindung, so etwas wie eine Kontinuität? Diese Frage wird von Stadtforschern unterschiedlich beantwortet. Planitz und auch Below nehmen an, daß die römischen Städte und mit ihnen die römische Stadtverfassung in Folge der Völkerwanderung untergegangen sind. "Die deutsche Stadt des Mittelalters ist eine Neubildung eben dieser Epoche" (PLANITZ 1973, S. 3). Bestenfalls könne man hier und da von topographischer Kontinuität sprechen, das sei aber für "... Entstehung und Wesen der Stadt bedeutungslos ..." (PLANITZ 1973, S. 4). Ganz ähnlich äußert sich Rörig. Auch er sieht nur eine Kontinuität des Siedlungsplatzes als Verbindung. "Im übrigen handelt es sich bei den mittelalterlichen Städten um vollkommen andersartige Bildungen" (RÖRIG 1971, S. 660). Pitz stellt ebenfalls fest, daß das europäische Mittelalter nichts von den Stadtverfassungen Altgriechenlands oder Roms unmittelbar übernommen hat. Aber über die Aufarbeitung und Neubelebung des geistigen Erbes der griechisch-römischen Antike seit dem 12. Jh. sei sehr wohl eine Kontinuität hergestellt worden, ohne die die europäische Bürger-

freiheit "... ihren Siegeszug ... schwerlich jemals hätte antreten können" (PITZ 1991, S. 3).

Auch Ennen hat in ihren Veröffentlichungen sehr ausführlich zur Frage der Kontinuität Stellung genommen. Die Frage stellt sich ja im übrigen auch nur für deutsche Territorien, die früher zum weströmischen Reich gehörten. Ein längeres und ein kürzeres Zitat sollen die Position von Edith Ennen verdeutlichen (ENNEN 1972, S. 43; ENNEN 1981, S. 93):

"Die im breiten Umfang gegebenen topographischen Anknüpfungen ... bedeuten viel in der Geschichte dieser Städte, besagen für die Kulturkonstanz in einem allgemeinen Sinn noch wenig. Und diese? Kontinuität der Ruinen, Kontinuität der Friedhöfe, Fortleben der römischen regia als merowingische Pfalz, oft Weiterexistenz altchristlicher Bischofssitze und Kultstätten, d. h. aber auch Weiterexistenz stadtsässiger gallo-römischer Bevölkerung unter den neuen Herren, Fortdauer des Fernhandels, einiger - nicht mehr städtischer - Exportgewerbe, ein reduziertes Marktwesen in den alten civitates unter bischöflicher Aufsicht, Verschiebungen in der politischen Bedeutung ehemaliger Römerstädte - Trier/Metz, Mainz/Worms - die indirekt doch auch andeuten, daß eine solche civitas für die neuen Herren ihre Bedeutung hat bzw. gewinnt."

"So tot, so unnützlich die baulichen Reste der Römerstädte eine Zeitlang scheinen mochten, so verständnislos die stadtscheuen Germanen ihnen zunächst gegenüberstanden, sie waren doch wesentlich für die Weiterexistenz dieser Siedlungen."

Die Periodisierung der Stadtentstehungen auf deutschem Boden wird nicht einheitlich vorgenommen. Pitz nennt die Zeit von 900-1150 die eigentliche Gründungszeit und belegt die folgende Zeit von 1150-1300 mit "Blütezeit".

Planitz nennt die Zeit von 950-1050 die Frühgeschichte der Stadt und datiert die eigentliche deutsche Stadtentwicklung von 1100-1200. Henning bezeichnet die Zeit von 1150-1350 als besondere Phase der Stadtgründungen (PITZ 1991, S. 13; PLANITZ 1973, S. 60 ff.; HENNING 1976, S. 14).

Charakteristisch für deutsche Städte ab etwa 1100 sind nach Below folgende 5 Merkmale: In der Stadt existiert ein Markt, der Ort ist befestigt, es gibt einen Stadtgerichtsbezirk, zunehmende Selbständigkeit der kommunalen Organe ist beobachtbar und bei militärischen und finanziellen Leistungen kommt es zu Privilegien (BELOW 1909, S. 412; BELOW 1925, S. 4).

Bei der Entstehung von Städten werden drei Gruppen unterschieden: ehemalige Römerstädte, gänzliche Neugründungen und schließlich konnten es Orte sein, die zu Städten erhoben wurden.

Um 1150, also etwa in der Mitte der Gründungsphase von Städten, lebten weniger als 2 % der Bevölkerung in dieser Siedlungsform (HENNING 1976, S. 58). Am Ende des Mittelalters, so gegen 1500, soll es auf deutschem Boden 3000 Orte mit Stadtrecht gegeben haben (HÄUSSERMANN/SIEBEL 1987, S. 98; RÖRIG 1955, S. 75). Allerdings hatten nach Häußermann/Siebel 90-95 % aller Städte weniger als 2000 Einwohner und nur 25 Städte mehr als 10.000 Stadtsassen. Rörig kam zu ähnlichen Einschätzungen. Von den 3000 Siedlungen mit Stadtrecht hatten danach 2800 unter 1000 Einwohner, 150 Städte 1000-2000. Nur der Rest von etwa 50 Orten sind Städte von Bedeutung gewesen. Nur 15 Städte hätten nach Rörig mehr als 10.000 Einwohner gehabt. Die größte deutsche Stadt war damals Köln mit 30.000 Einwohnern.

Die sozialen und politischen Verhältnisse in den mittelalterlichen Städten unterschieden sich ganz wesentlich von denen in den praktisch untergegangenen Römerstädten.

Waren die Städte der Römer ganz überwiegend Konsumentenstädte, also z. B. bewohnt von Beamten, Soldaten und Beziehern von Grundrenten, so waren die deutschen Städte Produzentenstädte und Städte des Handels. Kaufleute und Handwerker wurden die bestimmenden sozialen Gruppen. Der Markt wurde Zentrum städtischen Wirtschaftslebens. Die Stadtgründungen kannten einen Stadtherren. Meistens waren es Grafen oder Bischöfe. Bischöfe auch deswegen, weil das Christentum als ausgesprochen städtische Religion gilt (Rörig 1971, S. 659). Schon der Apostel Paulus reiste ja von einer antiken Großstadt zur anderen. Durch Konzilsbeschluss war festgelegt worden, daß Bischöfe ihren Sitz in Städten haben sollten. So sprang, wie Pitz es formuliert, das Christentum von "... Stadt zu Stadt ... ohne sich um das flache Land und das Bauernvolk zu kümmern" (PITZ 1991, S. 4).

Das Christentum hatte mit seiner arbeitsschätzenden Einstellung dann auch einen entsprechenden Einfluß auf das Handwerk und seine Zusammenschlüsse. Darauf ist noch zurückzukommen.

Zunächst lautete für viele Stadtbewohner der Grundsatz: "Stadtluft macht eigen". Denn Zuwandernde, meist hörige Handwerker, wurden vom Stadtherren beansprucht. Bei den Kaufleuten war das zum Teil anders, sie errangen ihre persönliche Freiheit früher als die Handwerker. Gelang es dem hörigen Handwerker ein Jahr und einen Tag sich vor dem Zugriff seines alten Leibherren in der Stadt zu halten, dann wurde er frei. Daher stammt der Spruch "Stadtluft macht frei" (BOSL 1970, S. 208).

Der entscheidende Unterschied zu den vorhergehenden Römerstädten war eine ganz andere Stadtverfassung. Während der römischen Kaiserzeit hatten

nur Grundbesitzer und Bezieher von großen Renten Bürgerrecht und damit Teilhabe an der Stadtverwaltung.

Die mittelalterliche Stadtverfassung baute auf gänzlich neuen Grundlagen auf. Auch und gerade Kaufleute und Handwerker wurden zu Trägern der Stadtfreiheit und Stadtverwaltung (PITZ 1991, S. 1):

"Gewinn, Ausbau und Sicherung dieser Freiheit: Das ist das Thema der Geschichte des europäischen Bürgertums und Städtewesens, und es ist ein Thema von erstrangiger historischer und philosophischer Bedeutung."

Das Auftreten des Bürgertums seit dem 11. Jh. ist historisch einmalig und "... kommt in anderen Zeiten und Räumen nicht vor" (Brunner 1956, S. 84).

Die Einzigartigkeit der westlichen, europäischen, deutschen Entwicklung betont auch Murvar, der sich im Übrigen auch mit Max Weber einschlägig beschäftigt hat (MURVAR 1965, S. 383):

"For the first time in human history, here in the West, a peculiar configuration of various elements was responsible for the formation of the unique social organization in which the burgherdom played an increasingly significant role as one of the three *Staende*".

Die Städte entwickelten sich sehr unterschiedlich. Auf Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Generalisierend kann man sagen: Schon zu Zeiten der Stadtherrlichkeit entstanden kaufmännische Zusammenschlüsse, die Kaufmannsgilden. Die Kaufleute wurden zur sozialen Oberschicht. Später schlossen sich auch die Handwerker in Zünften zusammen.

Durch die Zunftverfassung entstand nach und nach ein politisches Mitspracherecht der Handwerker.

Seit der zweiten Hälfte des 11. Jh. kommt es zu Zusammenschlüssen zwischen Gilden und Zünften, zu sogenannten Schwurgemeinschaften (conjuratio). Diese Schwurverbände lehnten sich zunehmend erfolgreich gegen die Stadtherren auf. Sie verpflichteten alle Mitglieder zur gegenseitigen Treue und Hilfsbereitschaft, zum Mauerbau, zum Dienst an der Waffe und gemeinsamen Tragen finanzieller Lasten.

Je nach dem Grade des Sieges über den Stadtherrn, entwickelten sich städtische Behörden zur Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit (BOSL 1970, S. 207; PLANITZ 1973, S. 103; ENNEN 1981, S. 172-174). Schließlich wird die Stadt zu einer juristischen Person, die im Besitz der vollen Rechtsfähigkeit ist (PLANITZ 1973, S. 295), sie wird als Bürger- und Wehrgemeinde zu einem Sonderfriedensbezirk (BRUNNER 1976, S. 485).

Die Lebensgewohnheiten von Land und Stadt werden gegensätzlich. Das besondere Stadtrecht, Kaufleute und Handwerker, die frei sind von der Bindung an die Scholle und über ihre Arbeitskraft und über ihre Arbeitsergebnisse frei verfügen können, sind typische Kennzeichen für die mittelalterliche Stadt (ENNEN 1972, S. 14; BOSL 1970, S. 198). Kaufleute und Handwerker waren weder "dienende Leute" einer stadtsässigen Herrenschicht, wie in den außereuropäischen Kulturen, noch eine Oberschicht, die sich auf Landbesitz stützt (BRUNNER 1956, S. 91).

Die Konzentration von Handwerkern in den Städten ermöglichte Erfahrungsaustausch und die Verbesserung handwerklicher Fähigkeiten. Produktivität und Qualität der Arbeit stiegen an. Schließlich kam es auch zu weiterer Arbeitsteilung. Unbestritten bei den Stadtforschern ist, daß diese Arbeitsteilung so geschah, daß immer mehr spezialisierte Berufe entstanden. Dabei wurde

an dem Prinzip festgehalten, daß auch die neuen Berufe für ein ganzes Produkt zuständig waren. Wie weit es zu einer anderen Arbeitsteilung kam, nämlich Halbprodukte durch Bearbeitung in mehreren Betrieben zu Fertigwaren werden zu lassen, ist umstritten.

Zumindest im Textilgewerbe hat es diese Art der Arbeitsteilung wohl schon früh gegeben (HÄUSSERMANN/SIEBEL 1987, S. 94; ENNEN 1972, S. 144; JECHT 1976, S. 249; MOTTEK 1985, S. 158).

3.2 Das Städtewesen in Ostasien

Das Ziel der folgenden Zeilen ist, die Unterschiedlichkeit der Stadtentwicklung im mittelalterlichen Deutschland im Vergleich mit einer anderen Weltregion aufzuzeigen. Schon Max Weber hat bei seinen Studien zur Stadt den okzidentalen (westlichen) Städten die Städte des Orients (Ostens) vergleichend gegenübergestellt. Auch in Ostasien hat Max Weber damit große Aufmerksamkeit erregt, die bis in unsere Tage anhält. Obwohl Webers vergleichende Stadtstudien aus dem 1. Viertel des 20. Jahrhunderts stammen und die damalige Materiallage deutlich eingeschränkter war als sie es heute ist, wird Weber in China auch 1990 noch so anhaltend diskutiert, daß Schmidt-Glitzler von einem regelrechten "Weber-Fieber" sprechen kann (SCHMIDT-GLITZER 1990, S. 281).

Ich werde mich im folgenden auf Ostasien, besonders China, konzentrieren, wähle also den konfuzianisch geprägten Kulturkreis zur Erarbeitung eines Kontrastbildes zur mittelalterlichen Stadt in Deutschland respektive Europa. Es soll deutlich werden, in welchem Maße sich die Verfassung, die politischen und sozialen Strukturen unterscheiden. Denn der Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist, daß Zünfte und Gilden im mittelalterlichen Mitteleuropa anders funktionierten als Berufsorganisationen in anderen Kulturen zu ähnlicher Zeit.

Für Asien gilt - fast noch mehr - als für Europa, daß es eine allgemeingültige Definition von Stadt nicht gibt. Ein Blick auf die Einwohnerzahl als Indikator zeigt erhebliche Unterschiede. So bezeichnet die philippinische Definition schon die Einwohner von "Barrios" mit 1000 Insassen als Städter. Bei einer sehr viel strengeren Bestimmung in Japan müssen Orte mindestens 50.000 Einwohner aufweisen, um als Stadt anerkannt zu werden (DENIS 1981, S. 380).

Rozman hat eine tiefeschürfende und umfangreiche Studie über die Unterschiede chinesischer und japanischer Städte während der Ching-Dynastie bzw. dem Tokugawa-Schogunat vorgelegt. Danach ist es schon gewagt, von ostasiatischen Städten zu sprechen. Mehr noch die "chinesische Stadt" ist hier wieder nicht mehr als ein idealtypischer Begriff (SKINNER 1977, S. 5).

Rozman unterscheidet die christlichen Städte vornehmlich nach Verwaltung und nach Marktfunktion auf sieben Ebenen. Die Hierarchie reicht von "national administrative center", also der Hauptstadt, über Provinz- und Distrikt-Verwaltungszentren bis zu Orten, die sich nur durch regelmäßiges Marktgeschehen von Dörfern unterscheiden. Interessanterweise spricht Rozman dabei auch nicht von Städten, sondern von "Levels of Central Places by Function" (ROZMAN 1973, S. 14). Allerdings benutzt er später auch den Begriff "cities". Der zunächst vorsichtige Umgang mit dem Begriff "Stadt/City" ist nicht unbegründet. Es fehlt in China nämlich eine scharfe Unterscheidung von Land und Stadt. Die chinesischen Städte haben nie das Prinzip der Selbstverwaltung gekannt und hatten nie das Recht eigener, unabhängiger Jurisdiktion (SPRENKEL 1977, S. 609).

Der Satz, daß Stadtluft frei mache, ist für einen Chinesen nicht nachvollziehbar (KIRSCH/MACKSCHEIDT 1988, S. 40).

Die Städte wurden als Verwaltungsstädte, als Ausdruck der zentralen Macht gegründet und auch so geführt. Das Leben des Volkes blieb aber einer Art

genossenschaftlicher Selbstregulierung überlassen (SPRENKEL 1983, S. 97). Das heißt, daß die zentralstaatliche Macht sich vornehmlich in den Städten durchsetzte, aber in kleineren Orten und auf dem Lande ihre Kraft verlor. Auf dem Lande herrschte eine gewisse Autonomie der Sippenverbände. Diese eher inoffizielle Ordnung nach Gewohnheitsrecht war eine zweite Ordnungsstruktur, die sich auch im alltäglichen Leben der Stadtinsassen erhielt. Weggel spricht von einem: "ausgeprägten Dualismus zwischen der jeweiligen kaiserlichen Zentralbürokratie auf der einen und den weitgehend autonomen Dörfern auf der anderen Seite" (WEGGEL 1994, S. 57).

Wer aus dem Dorf in die Stadt zieht, schließt sich schnell einer neuen Grundeinheit, chinesisch "Danwei" an. Das kann eine städtische Nachbarschaft oder eine Fabrik sein (WEGGEL 1994, S. 58):

"Bei der Danwei tendieren Produktions- und Konsumtionsbereich zur Deckungsgleichheit. In den Städten brechen beide Bereiche zwar manchmal auseinander, insofern der einzelne dort nicht immer am gleichen Ort arbeitet, wo er lebt, doch gehen auch in den heutigen Stadtgemeinden die Bemühungen dahin, solche Trennungsfälle auf ein Minimum einzuschränken und überall «Siemens-Siedlungen» einzurichten. Selbst die größte Stadt der Welt, Shanghai, ist kein Ort anonymen Wohnens, sondern ein nach «Nachbarschaften» durchparzelliertes und mit Nachbarschaftsbetrieben gespicktes Großzelligegebilde, in dessen Untereinheiten jeder jeden kennt. Die Danwei fühlt sich nicht nur für die Produktion und Verteilung, Sicherheitsfragen, Freizeitgestaltung, Hygiene und «Kultur» verantwortlich, sondern kümmert sich auch um das Privatleben ihrer Mitglieder und wird notfalls im Wege der Schlichtung (zum Beispiel bei einem Ehestreit) tätig."

Damit unterscheidet sich das Leben in chinesischen Städten deutlich von dem in westlichen Ländern. Kriterium der westlichen Stadtbildung ist, wie Hans Paul Bahrdt ausführt, die Ausbildung einer öffentlichen und einer privaten Sphäre. Um dieses zu ermöglichen, dürfen die Stadtinsassen nur unvollständig sozial integriert sein. In geschlossenen sozialen Systemen, wie der Danwei "... ist eine Aussonderung ganzer Lebensbereiche aus den übergreifenden sozialen Zusammenhängen nicht möglich" (BAHRDT 1961, S. 42). Es kann keine Privatheit einerseits und keine Öffentlichkeit im Sinne großer Variabilität sozialer Kontakte andererseits entstehen.

Die chinesischen Stadtgründungen waren Produkte rationalen Verwaltungshandelns. Die genaue Ortsbestimmung war hoch ritualisiert und oblag Geomantern, Männern, die mit Hilfe der Yin-Yang-Philosophie glücksbringende Plätze ausfindig machten.

Zunächst waren die Städte unbestritten Zentren der Verwaltung, vielfach auch Garnisonen, jedenfalls Konsumentenstädte (CHON 1985, S. 69; WEGGEL 1991, S. 43; ROZMAN 1973, S. 63).

Mit der Zeit kamen auch Markt und Handel hinzu, ab dem 17. Jh. waren Verwaltung und Handel fast ebenbürtig. Sprenkel betont mit Nachdruck, daß chinesische Städte auch Produktionszentren waren (SPRENKEL 1983, S. 103). Dafür finden sich bei Rozman auch gute Beispiele. Das Handwerk war aber keineswegs nur in Städten angesiedelt. Offensichtlich spielte das Handwerk, besonders als Nebenerwerb in kleineren Orten und auf dem flachen Lande, eine erhebliche Rolle. In den Städten produzierte das Handwerk zunächst vornehmlich Luxusgüter für Landlords (Grundbesitzer) und Verwaltungsbeamte (ROZMAN 1973, S. 24). Um etwa 1500 muß es auch zu Massenproduktionen in den Städten gekommen sein. Nahezu die Hälfte der Stadt Soochow sei mit Webstühlen vollgestellt gewesen (ROZMAN 1973, S. 44):

"Ching-te-chen pottery was an exceptional example of an industry in one city capable of supporting hundreds of thousands of urban residents."

Der Grad der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Hersteller dieser Waren ist gering gewesen. Die bürgerlichen Schichten lebten in fester Abhängigkeit. Konzentrationen von Herstellern, wie eben beschrieben, deuten auf staatlichen Einfluß hin. Die Verwaltung konnte auch auf Märkte und Preise derart regulierend einwirken, "... die wir heute als interventionistisch bezeichnen würden" (SPRENKEL 1983, S. 97). Auch Weggel geht davon aus, daß im traditionellen Asien die Wirtschaft als solche nie eine eigenständige Rolle gespielt hat. Es gab weder eine spezifische Wirtschaftslehre noch eine formell ausgegliederte Wirtschaftsbürokratie (WEGGEL 1991, S. 43).

Die Beziehungen der Menschen zur Stadt waren im Westen und Osten völlig verschieden. In der mittelalterlichen Stadt schwur der Einzelne den Bürgereid. "Die persönliche Zugehörigkeit zum örtlichen Verband der Stadt ... garantierte ihm seine persönliche Rechtsstellung als Bürger" (WEBER 1980, S. 747). Zu einer stadtbürgerlichen Einigung kam es in ostasiatischen Städten nicht. Dort blieb die Sippenbindung dominant. Der zugewanderte Städter behielt seine Beziehung zum Herkunftsort, zum Stammsitz seiner Sippe und seiner Ahnen (WEBER 1991, S. 38; SPRENKEL 1983, S. 95; AY 1993, S. 79). Die Stadt wurde den Chinesen nicht zur Heimat. "In China those who lived in cities came and went, not leaving a city-identifying self-perpetrating urban elite" (ROZMAN 1973, S. 56). Handwerker und Kaufleute kehrten häufig, nachdem sie in der Stadt zu Wohlstand gekommen waren, in ihre Herkunftsdörfer zurück. Die feste Bindung der Menschen in China an ihre Sippe verhinderte eine Verbrüderung quer durch die Bewohnerschaft der Städte, so daß sich eine Stadtbürgerschaft nicht entwickelte. Mehr noch: Die Familiengebundenheit ließ es auch nicht zu, daß sich diverse auf Autonomie und Selbstverwaltung angelegte Gruppierungen ausformen konnten. Es wird als ein wesentlicher Unterschied in der

Sozialstruktur westlicher und östlicher Städte angesehen, daß in westlichen Städten sich langlebige und stabile autonome Organisationen wie Zünfte und Gilden entwickeln konnten, Gruppierungen, die nicht auf Blutsverwandtschaft oder Heirat gründeten (DEUTSCH 1981, S. 77; AY 1993, S. 79; HUNTINGTON 1996, S. 32 f.).

"Es gab, daß ist nüchtern zu konstatieren", so schreibt Trauzettel, "keine konfuzianische Theorie sozialer Organisationsform, sondern eben nur eine zur Sippenorganisation" (TRAUZETTEL 1990, S. 63).

Ein weiterer wichtiger Unterschied liegt in der jeweiligen Militärverfassung. In China entwickelte sich früh eine zentrale Militärverwaltung. "Der 'Offizier' und der 'Soldat', die ausgehobene, aus Magazinen ausgerüstete und gepflegte Armee wurde hier die Grundlage der militärischen Macht" (WEBER 1980, S. 756). Die Folge war die Trennung der Soldaten von den Kriegsmitteln und die militärische Wehrlosigkeit der Stadtinsassen. Das erschwerte gewiß das Entstehen einer politischen, gegenüber dem Kaiser selbständigen Bürgergemeinde. Der Stadtbewohner war Nichtmilitär. Ganz anders in den deutschen Städten des Mittelalters. Hier galt das militärische Selbstausrüstungsprinzip der einzelnen Feudalverbände und die Verpflichtung der einzelnen Bürger, sich z. B. an der Stadtverteidigung zu beteiligen. Auch wenn eine Heerfolgepflicht bestand, so war der oberste Kriegsherr doch nur Erster unter Gleichen. Mit anderen Worten, die militärische Autonomie der Städte bedingte auch ihre politische Selbständigkeit. Bürger-Sein war zugleich "Militär-Sein" (CHON 1992, S. 131).

Die chinesische Stadt, so kann man zusammenfassend sagen, hatte keinen politischen Sondercharakter, kannte kein Stadtrecht, die Städter bildeten keine Stadtgemeinde, die Städter waren nicht Bürger, sondern Untertanen, die Bindung an die Sippe war stärker als die Bindung an die Stadt. Die Einwohner waren militärisch gesehen wehrlos (MURVAR 1965, S. 384 f.). Trotzdem sind

Revolten und Unruhen in chinesischen Städten nicht selten gewesen. Dabei ging es aber nie um Autonomie und Stadtfreiheit, sondern um ganz konkrete Übel wie Korruption der Verwaltung, Unregelmäßigkeiten bei den Beamten-examen oder überzogene Steuerforderungen (YUAN 1979, S. 309).

4 Vereinigungen von Handwerkern und Kaufleuten

4.1 Zusammenschlüsse in den mittelalterlichen Städten Deutschlands

Die folgenden Ausführungen beziehen sich insbesondere auf die Zusammenschlüsse von Handwerkern. Aber auch von Kaufleuten wird die Rede sein - nur eben wesentlich weniger.

Der Ursprung des Handwerks verbirgt sich im geschichtlichen Dunkel. Wie es sich im einzelnen entwickelt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Vorausichtlich entstand es mit der geschlossenen Hauswirtschaft, die eine Sippe, also eine größere Personengruppe, als etwa eine Familie umfaßte. Eine schließlich dauernde Beschäftigung auf einem handwerklichen Gebiet förderte die besondere Geschicklichkeit der so tätigen Menschen. Voraussetzung war ein größerer Bedarf an handwerklichen Produkten als der in einer geschlossenen Hauswirtschaft. Die Entwicklung des Handwerks steht damit im Zusammenhang mit den Tauschbeziehungen zwischen an sich autarken größeren Haushaltungen.

Die Entwicklung handwerklicher Spezialisierung ist wahrscheinlich recht langsam vor sich gegangen und hing vor allem mit der Bedarfsentwicklung zusammen. So gehört der Bäcker zu den frühesten Berufen, die ganztäglich ausgeübt wurden. Hier spielte offensichtlich der Bedarf eine größere Rolle als die besondere Qualifikation (KEUTGEN (1903) 1965, S. 19):

“Doch wird das Backen des täglichen Brotes bald ständige Beschäftigung bestimmter Personen geworden sein: für Bäcker und Brauer hatte man regelmäßige Arbeit, und nötig war dazu ein Back- und Brauhaus. Übrigens brauchte ihre Kunst nicht über das hinauszugehen, was jeder Bauer, jede Bäuerin konnte.”

Wissel nennt zwei Quellen für das Entstehen des mittelalterlichen Handwerks. Erstens hat das Handwerk eine starke bäuerliche Wurzel. Es entwickelt sich als Nebentätigkeit der überwiegend in der Landwirtschaft tätigen Menschen. Aus der Nebentätigkeit wird mehr und mehr eine Haupttätigkeit. Lange noch haben aber Handwerker nebenbei etwas Landwirtschaft betrieben. Neben der bäuerlichen Wurzel sieht Wissel eine zweite Entstehungslinie. Er weist darauf hin, daß es auch schon in altgermanischer Zeit auf deutschem Boden Handwerker gegeben hat. Grabungsfunde hätten belegt, daß spätestens seit der Steinzeit für die Steinbearbeitung, den Metallguß und die Töpferei eine berufliche Spezialisierung im handwerklichen Bereich nachweisbar seien. Jene germanischen Männer seien im übrigen freie Handwerker gewesen (WISSEL 1971, S. 5).

Der Begriff des Handwerks setzt nicht unbedingt die Existenz einer eigenen Werkstatt voraus, mit fortschreitender Zeit aber doch das besondere Können, eine berufliche Qualifikation. Häufig kamen Handwerker in fremde Häuser, um dort mit vorgegebenem Material etwas herzustellen. Schneiderinnen und Näherinnen, die in die Wohnungen kamen, gab es bis ins 20. Jahrhundert. Es war ein weiter Weg bis zum Handwerker, der in eigener Werkstatt mit eigenem Material für den Verkauf oder auf Bestellung handwerkliche Produkte herstellte. Typisch für das mittelalterliche städtische Handwerk war jedoch die Marktorientierung (KEUTGEN (1903) 1965, S. 133):

“Der wirtschaftlich freie Handwerker dagegen ist von vornher- ein ‘mercator’. Die Anschauung, daß das freie Handwerk anfangs wesentlich ‘Kundenarbeit’ gewesen sei, ist ebenso falsch, wie die, die es für ‘Lohnwerk’ ausgeben möchte. Die Arbeit für den Markt, für unbekannte, erhoffte Käufer, ist vielmehr von Anfang an das Charakteristikum des deutschen Handwerks.”

Diese Ansicht wird auch von Joachim gestützt. Der städtische Handwerker sei zugleich Kaufmann (mercator) gewesen. Auf beiden Seiten des Handels wurde er tätig: als Einkäufer von Rohstoffen und als Verkäufer von fertigen Waren (JOACHIM 1907, S. 87).

Untypisch war die Produktion von Massenartikeln auf Vorrat oder auf Grund von Großbestellungen. Die Produktionsweise war dadurch gekennzeichnet, daß die technischen Hilfsmittel dem Menschen zugeordnet waren und deswegen auch eine immer bessere Ausbildung der Handwerker notwendig wurde (JOHN 1987, S. 26).

Die Zusammenschlüsse der städtischen Handwerker werden recht unterschiedlich bezeichnet. Allgemein geläufig sind Gilde und Zunft. Es finden sich aber auch Bezeichnungen wie Amt, Bruderschaft, Einung, Innung, Gaffel, Zeche und noch mehr.

Zu Beginn des 20sten Jahrhunderts nahm man eine zeitliche Abfolge verschiedener Formen von Zusammenschlüssen an. Nach Keutgen sind Ämter der Ursprung handwerklicher Organisation. Es seien nicht freie Verbände gewesen, sondern von der Stadtobergkeit zu Kontrollzwecken des Marktes gebildete Zusammenfassungen von Handwerkern des gleichen Berufs. Zur Bildung von Zünften sei es erst später gekommen (KEUTGEN (1903) 1965, S. 137 ff.). Spätere Forscher sind anderer Meinung. Wissel, Planitz, Ennen und

weitere Forscher sind übereinstimmend der Überzeugung, daß es sich hier nur um unterschiedliche Bezeichnungen für den im Prinzip gleichen Sachverhalt handelt. Überwiegend sind es regionale Sprachgebräuche, die zu den unterschiedlichen Benennungen führen: "Zunft" ist im oberdeutschen Gebiet üblich, "Bruderschaft" im Kölner Raum, "Amt" im Niederrheinischen. In Norddeutschland hießen die Zusammenschlüsse vielfach "Innungen" und "Gilden" (ENNEN 1972, S. 144; PLANITZ 1973, S. 290; WISSEL 1971, S. 97). Eine gewisse Ausnahme macht die Bezeichnung "Hansa". Below weist darauf hin, daß alle anderen genannten Namen städtische Vereinigungen bezeichnen. "Hansa" ist hingegen die Bezeichnung für einen Kaufmannszusammenschluß für den auswärtigen Handel (BELOW 1911, S. 283).

Ferner ist anzumerken, daß die städtischen Kaufmanns- (und Handwerker-)Gilden nichtstädtische Vorläufer haben.

Diese Vorläufer sind germanischen Ursprungs, vorchristlicher Prägung. Es waren Blutsbruderschaften zur Selbsthilfe und zum Schutz. Sie kannten Gildegelage, Gildegericht, Hilfs- und Racheverpflichtung. Gilden waren künstliche Vereinigungen nach dem Vorbild der Sippe und bestanden vor allem auf dem Lande. Sie waren - und das ist hier besonders wichtig - nicht in irgendeiner Form beruflich gegliedert.

Cordt hat versucht, die unterschiedlichen Ursprungstheorien zu bündeln. Er unterscheidet drei große Gruppen (CORDT 1984, S. 37):

- "Gilde als Institution, die sich aus einer vorchristlich-germanischen Kultopfervereinigung entwickelt hat ...
- Gilde als Nachfolgeorganisation der germanischen Schwur- oder Blutsbruderschaft ...
- Gilde als freiwillige Einigung im germanischen Genossenschaftsdenken begründet, die die Sippe ersetzt ..."

Seit 779 sind Gilden dieser Art aktenkundig. Sie wurden von der christlichen Obrigkeit wegen der heidnisch-germanischen Einfärbung eher verfolgt als gefördert. Deutlich von diesen Vorläufern abzuheben sind die berufsbezogenen städtischen Gilden (WISSEL 1971, S. 97 ff. und S. 382 ff.; ENNEN 1981, S. 69 ff.).

Die Frage, wie nun die Zünfte entstanden sind, bietet Forschern zu den Bereichen "Stadt" und "Handwerk" reichlich Stoff zum Streit. Das Problem liegt darin, daß die Zunftorganisation nicht die einheitliche Schöpfung eines Gesetzgebers ist. Vielmehr entstehen die Zunftverfassungen langsam und regional unterschiedlich. Die frühere Annahme, die Zünfte hätten ihre Wurzeln in der altrömischen Gewerbeverfassung, wird heute nicht mehr geteilt. Auch die Gilden, die früher auftauchen als die Zünfte, werden nicht mehr als Wurzel, wohl aber hier und da als Vorbild bezeichnet. Nachgeblieben sind im wesentlichen zwei Entstehungstheorien, nämlich die "hofrechtliche Theorie" und die Theorie der "freien Einung". Nach der hofrechtlichen Theorie wird die Zahl der unfreien Handwerker an den Fronhöfen mit der Zeit größer. Es stieg der Luxusbedarf der Lehnsherren und zu den eigentlichen landwirtschaftlichen Höfen gehörten zunehmend Mühlen, Brauereien, Weinpressen, Bäckereien, Gasthäuser und ähnliches. Die Vertreter der hofrechtlichen Theorie gehen davon aus, daß die großen kirchlichen und weltlichen Grundherrschaften unfreie Handwerker beschäftigten, die sie, nach Berufen getrennt, in sogenannten Ämtern organisatorisch zusammenfaßten. Die Ämter unterstanden einem Magister, der selbst aber kein Handwerker war und von der Herrschaft eingesetzt wurde. In diesen Ämtern der großen Fronhöfe des frühen Mittelalters werden die Wurzeln der Zünfte gesehen.

Zunehmende Zahl und Leistungsfähigkeit der Handwerker führte dazu, daß den Handwerkern erlaubt wurde, vom Herren nicht benötigte Produkte auf eigene Rechnung auf dem Markt zu verkaufen. So entwickelte sich bei

persönlicher Abhängigkeit eine wirtschaftlich immer größere Unabhängigkeit. Um sich der grundherrlichen Abhängigkeit ganz zu entziehen, traten viele Handwerker die Flucht in die Stadt an.

Georg von Below gilt als führender Vertreter der Theorie der "freien Einung" (BELOW 1911, S. 273 ff; BELOW 1912, S. 24 ff). Er bestreitet nicht, daß es an den Fronhöfen und auch an den Bischofssitzen hörige Handwerker gegeben hat. Ob es aber je hofrechtliche Handwerksämter gegeben hat, sei nicht hinlänglich belegt; und schon gar nicht sei sicher, daß aus den Ämtern Zünfte geworden seien. Vielmehr gehen die Wissenschaftler, die die "freie Einung" als Gründungsursache der Zünfte behaupten, davon aus, daß die Zünfte auf Initiative der Handwerker und als freiwillige Zusammenschlüsse ihre Existenz begründeten. Nach dieser Theorie gibt es keine Kontinuität zu frühmittelalterlichen oder gar antiken Organisationsformen (FRENZ 1997, S. 104).

In zwei wichtigen und neueren Veröffentlichungen von Wissel und John wird die Auffassung vertreten, daß sowohl die eine wie die andere Entstehungstheorie ihre Richtigkeit habe. Es sei sehr wohl denkbar, daß sich aus bischofstädtischen Handwerksämtern Zünfte entwickelt hätten. Aber auch auf freier Entscheidung der Handwerker beruhende Zunftgründungen hätte es gegeben. Schließlich wäre es im Laufe des Mittelalters auch dazu gekommen, daß die Obrigkeit Handwerker zur Gründung von Zünften aufgefordert habe.

Zu einer gänzlichen Aufklärung der Entstehung des Zunftwesens ist es bis heute nicht gekommen. Wahrscheinlich wird es dabei bleiben, die Anfänge liegen im Dunkel der Vergangenheit. Als früheste urkundlich bezeugte Handwerkervereinigungen werden genannt: die Weber zu Mainz (1099), die Fischhändler zu Worms (1106), die Würzburger Schuhmacher (1128) und die Kölner Bettziechenweber (1149). Vermutlich existierten aber schon lange vor einer urkundlichen Erwähnung handwerkliche Zusammenschlüsse (BELOW

1912, S. 28; INSTITUT FÜR BERUFSERZIEHUNG ... 1958, S. 14 f.; DETTELBACH 1982, S. 162).

Eins muß jedoch betont werden: Die Entwicklung des Handwerks ist an die Entwicklung der Stadt gebunden. Der Handwerkerstand ist städtischen Ursprungs. So entsteht in den mittelalterlichen Städten Deutschlands eine an spezifischen Merkmalen identifizierbare Wirtschafts- und Gesellschaftsgruppe (WISSEL 1971; JOHN 1987).

Beschäftigt man sich mit den Funktionen von Zünften, so wird man gewahr, welch vielschichtige, komplexe Organisationsgebilde es waren. Wirtschaftliche, politische, gesellschaftliche, religiöse und kulturelle Aspekte lassen sich ausmachen.

Prinzipiell kann man zwei Hauptfunktionen unterscheiden. Es ging um die Absicherung eines standesgemäßen Einkommens der Handwerker durch berufsordnendes Wirken, wie z. B. den Zunftzwang und um das Bestreben, Einfluß oder gar Teilhabe an der politischen Macht in der Stadt zu gewinnen. Neben diesen Hauptfunktionen sind soziale Aktivitäten zu nennen wie die Unterstützung von Kranken und Verarmten, wohltätige Zwecke im kirchlichen Bereich, das Erweisen der letzten Ehre durch Teilnahme an Begräbnissen, Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls durch Symbole und Kleiderordnungen (DINGES 1992, S. 49 f.; ZANDER-SEIDEL 1993, S. 176 f.; ZANDER-SEIDEL 1990, S. 274 f.).

Die Zünfte entstanden nie im politikfreien Raum (REININGHAUS 1989, S. 23). Jedoch ist es schwierig, das Verhältnis der Zünfte zur Politik und vice versa richtig einzuschätzen. Vielfach ist zu lesen, daß der eigentliche Entstehungszweck wirtschaftliche Gründe hatte, also eigennützige Interessen der sich zusammenschließenden Handwerker im Vordergrund standen (WISSEL 1971, S. 40). John sieht das anders: "Nicht die Vertretung eigenwirtschaftlicher

Interessen der Handwerker, sondern die obrigkeits-hoheitliche Funktions- und Aufgabenzuweisung prägte den Charakter der frühen Handwerksorganisationen" (JOHN 1987, S. 60). Mit dem Entstehen der Städte zeigte sich bald die Notwendigkeit der Regelungen gewerbepolitischer Angelegenheiten. Es stand der Konflikt im Raum, wer für Qualitätskontrollen der Waren zuständig sein sollte und wer auf die Preisgestaltung am Markt Einfluß nehmen durfte und wer für die Sicherung des Fortbestandes der handwerklichen Berufe bezüglich Ausbildung, Lohnhöhe und Arbeitsbedingungen verantwortlich zu machen sei.

Aus diesen übergeordneten Gründen sind von der Stadtobrigkeit Zulassung und Schaffung von Zünften gewollt gewesen. Diese positive Haltung gegenüber den Zünften galt verständlicherweise nicht, als Zünfte in den Zunftkämpfen des 15. und 16. Jahrhunderts sozusagen durch feindliche Übernahme die Macht über einige Städte gänzlich an sich brachten.

Zurück zu früheren Zeiten. Neben den ordnungspolitischen Anliegen gab es auch ein verwaltungstechnisches Problem. Die Mitglieder der Zunft waren alle mal die überlegenen Sachkenner ihrer Probleme und Möglichkeiten. Es war also nicht abwegig, durch die Gewährung weitgehender Eigenverantwortung für den gesamten Lebens- und Wirtschaftsbereich in Form der Selbstverwaltung die Zünfte im Sinne öffentlich-rechtlicher Körperschaften in die Stadtgewalt einzubinden. Damit übernahmen die Zünfte Verantwortung, die weit über die wirtschaftlichen Eigeninteressen hinaus ging. Die Zünfte übernahmen ihren Teil für die Stadtverteidigung und sicherten der Stadtherrschaft die Deckung des Grundbedarfs der städtischen Bevölkerung zu. Die ältesten Zünfte sind dann auch: Bäcker, Fleischer, Kramer, Schmied, Schuhmacher und Wollweber.

Zweierlei soll am Ende dieses Kapitels festgehalten werden:

Erstens: Die zu wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Zwecken gegründeten städtischen Vereinigungen im Mittelalter waren ausnahmslos berufsbezogen.

Zweitens: Die Zünfte und Gilden waren Teilhaber an der öffentlich-rechtlichen Stadtkultur. Sie waren auch verantwortlich für die Ausbildung des handwerklichen und kaufmännischen Nachwuchses. Die Zunfmitglieder mußten also im eigenen wie im übergeordneten Interesse sehr frühzeitig Regeln und Verfahrensweisen für die berufliche Sozialisation vereinbaren (Leinweber 2000, S. 12 f.).

4.2 Zusammenschlüsse in Ostasien

In vielen Schriften zur vergleichenden Stadtforschung steht zu lesen, daß es weltweit und praktisch zu jeder Zeit Zünfte und Gilden für Handwerker und Kaufleute gegeben hätte. Auch bei Max Weber finden sich Aussagen zu dieser Annahme (WEBER 1980, S. 741):

"Die Stadt des mittelalterlichen Okzidents ... war ein Marktort, wie die asiatische und orientalische Stadt, Sitz von Handel und Gewerbe, wie jene, Festung wie jene. Kaufmannsgilden und Handwerkerzünfte fanden sich hier wie dort, und daß diese autonome Satzungen für ihre Mitglieder schufen, war durch die ganze Welt, nur gradweise verschieden, verbreitet."

Später hat Max Weber diese Aussage insofern präzisiert, als daß er zwischen okzidental und orientalen Vereinigungen erhebliche Unterschiede herausarbeitete.

Es ist in der vergleichenden Forschung immer wieder die Gefahr gegeben, durch generalisierende Typenbegriffe, die als Verständigungsmittel gebraucht werden, Fehlinterpretationen Vorschub zu leisten. Brunner merkte dazu folgendes an (BRUNNER 1976, S. 484):

"Bei näherem Zusehen ergibt sich aber, daß sie an bestimmten historischen Erscheinungen gebildet sind, in unserem Falle an europäischen, im besonderen, da wir die deutsche Sprache gebrauchen, an deutschen Erscheinungen, und sie werden dann auf analoge Erscheinungen in anderen Kulturen übertragen. Dabei gehen aber notwendigerweise spezifische Merkmale ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren ..."

Auch Leifer warnt besonders im Vergleich zwischen Europa und Asien vor zu schnellen Gleichsetzungen (LEIFER 1988, S. 200):

"In Bezug auf asiatische Staaten, Völker, Länder, Regierungen, Sitten und Religionen ist es vorteilhafter, sich nicht immer der in europäischen Atmosphäre geprägten Begriffe zu bedienen."

Im übrigen geht Peter Golas, amerikanischer Sinologe, bei der Beschreibung der "Early Ching Guilds" mit dem Begriff "Guilds" bemerkenswert vorsichtig um (GOLAS 1977, S. 59).

Der schon zitierte amerikanische Stadtforscher Gideon Sjöberg beschreibt in seinem Buch "The Preindustrial City" im Kapitel 7 wirtschaftliche Strukturen, auch Gilden/Guilds. Der klarste und deutlichste Aspekt der Wirtschaftsverfassung vorindustrieller Städte sei das Gilden-System. Die überwältigende Mehrheit der Handwerker und Kaufleute und aus dem Dienstleistungsbereich seien in Gilden organisiert gewesen.

Sjöberg nennt dann eine Fülle von Beispielen von in Gilden organisierten Personen, vornehmlich aus China und Japan aber auch aus muslimischen Städten. Ich nenne einige und lasse dabei die auch uns geläufigen Schneider, Zimmerleute, Schuhmacher u. ä. weg (SJOBERG 1965a, S. 188):

- Schauspieler
 - Märchenerzähler
 - Kellner
 - Geldwechsler
 - Wahrsager
 - Ringer
 - Träger
 - Blinde
- und dann gab es auch noch Gilden für
- Bettler
 - Prostituierte
 - Taschendiebe
 - Diebe
- und andere Übeltuer.

Alle diese Vereinigungen sollen nach dem gleichen Muster aufgebaut worden sein wie: nur auf eine Stadt bezogen, formale interne Organisation und einer Hierarchie, üblicherweise Meister-Geselle-Lehrling. Alle diese Gilden hätten die gleichen (acht) Funktionen gehabt.

Sjoberg geht von universalistischen ökonomischen Verhältnissen in praktisch identischen vorindustriellen Städten aus. Ich halte das für gänzlich unzulässig und bemühe mich, folgende wesentliche Unterschiede in Ostasien aufzuzeigen.

Im mittelalterlichen Deutschland waren Gilden und Zünfte eindeutig berufsorientiert gegründet worden. Das war in China keineswegs so eindeutig. Vielmehr hat Golas Schwierigkeiten anzugeben, in welchen Bereichen Gilden gegründet wurden (GOLAS 1977, S. 563):

"Guilds usually sought to draw their membership from the people engaged in a single economic activity, or what the Chinese texts frequently refer to as t'ung-yeh. To attempt a precise definition of this term would be both frustrating and pointless, for it was broad and flexible."

Die Aufnahme in die Gilde war unterschiedlich geregelt. Es gab individuelle oder betriebliche Mitgliedschaften. Den größten Kontrast zwischen den mittelalterlichen deutschen Zünften und Gilden sieht Golas allerdings darin, daß Gilden in China häufig nicht beruflich sondern landsmannschaftlich ausgerichtet waren. Das heißt, in diesen Fällen war es nicht so wichtig was man machte, sondern woher man kam. Auch hier zeigt sich wieder die Sippen- und Herkunftsgebundenheit chinesischer Stadtbewohner.

Golas ist der Ansicht, man könne die herkunftsgebundenen Vereinigungen, die praktisch keine ökonomische Funktion haben und eher als Sozialverbände zu bezeichnen sind, auf einem Kontinuum eintragen, das bis zu berufsorientierten, ökonomischen Zielen verpflichteten Gilden reiche.

Wichtig für die Unterscheidung beider Kulturen, des mittelalterlichen Deutschlands und des Chinas während der Ming- und Ching-Dynastie, ist das Verhältnis der Gilden zum übergeordneten Staat.

Dazu bedarf es einiger grundsätzlicher Anmerkungen. Staaten lassen sich in unterschiedlicher Weise intern ordnen. Als Ordnung wird dabei die Gesamtheit der Regeln verstanden, nach denen die Menschen in einer Gesellschaft miteinander umgehen. Man unterscheidet prinzipiell zwei Ordnungssysteme.

Das Vertikale Ordnungsschema sieht vor, daß alle individuellen oder auch kollektiven Sozialbezüge in einer mehr oder weniger vielstufigen Hierarchie über- oder untergeordnet sind. Regeln legen dann die Rechte und Pflichten

gegenüber den jeweils höheren oder niedrigeren Personen oder Gruppen fest. In der vertikalen Ordnung gibt es dann keine Regeln für den Umgang auf der gleichen Ebene. Insofern bestehen in Gesellschaften mit ausgeprägter vertikaler Ordnung große Schwierigkeiten für eine partnerschaftliche Kooperation auf gleicher hierarchischer Ebene. "Wer in Vater/Sohn-, Eltern/Kinder- und Führer/Gefolgschafts-Beziehungen zu denken pflegt, ist auf vertikale Organisationsmuster programmiert ..." (WEGGEL 1994, S. 68). Trauzettel verweist bei der gleichen Sachdiskussion darauf hin: "Es gab, daß ist nüchtern zu konstatieren, keine konfuzialistische Theorie sozialer Organisationsform, sondern eben nur eine zur Sippenorganisation" (TRAUZETTEL 1990, S. 63).

Das wird auch deutlich, wenn man sich die fünf sozialen Grundbeziehungen der konfuzianischen Lehre vergegenwärtigt. Es sind folgende:

1. Herrscher und Minister
2. Vater und Sohn
3. Ehemann und Ehefrau
4. Älterer Bruder und jüngerer Bruder
5. Freund und Freund

Leicht läßt sich, zumindest aus den ersten vier Beziehungspaaren, ein patriarchalisches Sippensystem erkennen. Über- und Unterordnung sind die die sozialen Beziehungen konstituierenden Faktoren. Die fünfte und letzte Beziehung, Freund und Freund, läßt auf den ersten Blick Kooperation auf gleicher Hierarchieebene zu. Auch das täuscht noch. Denn auch Freunde hierarchisieren ihre Beziehungen unverzüglich z. B. nach Alter, Bildungsgrad, beruflicher Position oder familiärer Herkunft.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß konfuzianisch geprägte Gesellschaften, wie z. B. China, ganz ausgesprochen einem vertikalen Ordnungssystem folgen.

Nun kurz zur Kennzeichnung des horizontalen Ordnungsschemas. Es unterscheidet sich so ziemlich in jeder Hinsicht von dem vorgenannten Schema.

Es wird davon ausgegangen, daß die Individuen oder Gruppen in Tauschbeziehungsweise Verhandlungsbeziehungen stehen. Im Idealfall weisen diese Beziehungen kein Machtgefälle auf. Es geht um das Aushandeln von Pflichten und Rechten prinzipiell Gleicher. "Kennzeichnend für das horizontale Ordnungsschema sind Angebot und Nachfrage, der freiwillige Austausch von Leistung und Gegenleistung zwischen gleichermaßen (Ohn)mächtigen" (KIRSCH/MACKSCHEIDT 1988, S. 12).

Gewiß kommt eine horizontal strukturierte Gesellschaft nicht ohne Elemente vertikaler Ordnung aus. Es sei denn, man stimmt Anarchisten zu, die behaupten, es gehe auch ganz ohne Staat. Für eine ausgesprochen horizontale Ordnung steht der Liberalismus. Danach brauchen die westlichen Gesellschaften soviel vertikale Hierarchie, wie es zur Ausbildung machtfreier horizontaler Tauschbeziehungen unbedingt notwendig ist. Das ist die Theorie des Staates als Nachtwächter. Parteipolitisch neutraler ausgedrückt läßt sich sagen (KIRSCH/MACKSCHEIDT 1988, S. 13):

"In Theorie und Praxis baut die Ordnung der westlichen Gemeinwesen auf beiden Ordnungsschemata auf; in ihnen gibt es horizontale und vertikale Beziehungen, Tausch und Herrschaft, beidseitig freiwillige Vereinbarungen und einseitig verfügte Anweisungen ...".

In westlichen Gesellschaften, die vornehmlich horizontal organisiert sind, herrscht Pluralismus, und der Versuch des Interessenausgleichs. Anerkannt sind Parteien, Gewerkschaften, Berufsverbände, Genossenschaften und Funktionsgruppen anderer Art, die alle für ihre Interessen eintreten und um Einfluß und Macht miteinander ringen. Dialogische Kommunikation, Disput,

Diskussion und nach Regeln ausgetragener Streit und Konflikt bestimmen den Umgang miteinander.

Ganz anders verhält es sich in besonders vertikal geordneten Gesellschaften. Das oberste Gebot heißt "Harmonie" und nicht Streit konkurrierender horizontaler Gruppen. Schon bei Konfuzius heißt es: "Die Edlen sind gesellig, aber bilden keine Parteien" (zitiert nach TRAUZETTEL 1990, S. 64). Das heißt, in China waren selbständige Assoziationen im Prinzip regelwidrig. Trauzettel geht davon aus, daß der größte Teil der beruflichen Organisationen im mittelalterlich-spätmittelalterlichen China vom Staat eingerichtete und kontrollierte Zwangsorganisationen waren (TRAUZETTEL 1990, S. 64). Ganz soweit geht Weggel nicht, der die Gründung von Gilden durch Handwerker und Unternehmer vielfach als Schutzmaßnahme durch Eigeninitiative interpretiert, da die Betroffenen sich wehren wollten, "Freiwild für habgierige Beamte" zu werden (WEGGEL 1994, S. 158).

Aber auch Sprenkel deutet das Verhältnis der Gilden zum Staat eher im vertikalen Sinne. Sie nennt Zünfte und Gilden in China informelle oder inoffizielle Organisationen, die zwar eigene interne Regelungen kannten und wohl auch eine eigene interne Gerichtsbarkeit hatten. Zünfte und Gilden interagierten aber mit der Bürokratie mehr im Sinne von Zusammenarbeit denn als Konfrontation. Sie reihten sich also in die vertikale Struktur ein. "Die Kaufleute organisierten sich niemals als Klasse, die die Absicht gehabt hätte, der Stärke der amtlichen Verwaltung Widerpart zu bieten" (SPRENKEL 1983, S. 105). Wenn es zu städtischem Aufruhr kam, war er nie politisch motiviert, sondern war Reaktion auf als unerträglich empfundene Forderungen von Steuereinnehmern oder Grundbesitzern. Die Verbände im Ming- und Ching-China vertraten also konkrete Gruppeninteressen ökonomischer Art. Die Interessen blieben ausgesprochen partikulär - der anonymen Öffentlichkeit gegenüber fühlte man sich nicht verpflichtet. Weggel bezeichnet diese nur auf das eigene Wohl bezogene partielle Verantwortung als "ethischen

Relativismus" (WEGGEL 1994, S. 58). Voraussichtlich wurde dieser Relativismus dadurch gefördert, daß die Vereinigungen keine Partizipation an der militärischen Macht kannten und von der Stadtverwaltung ausgeschlossen waren. Das Fehlen der Teilhabe an der öffentlichen Gewalt, bedingt durch die vertikale Ordnung der Gesellschaft, verhinderte die Aufgabenübernahme im Sinne Körperschaften des öffentlichen Rechts. Die Autonomie chinesischer Gilden war nicht rechtlich garantiert sondern geduldet und bestand nicht innerhalb einer autonomen Bürgergemeinde. Die Sphären blieben getrennt. Für die städtische Ordnung war die von der Zentralmacht abgeleitete Stadtverwaltung zuständig, für die Solidarität der Stadtbewohner sorgten sich selbst verwaltende Organisationen wie die Gilden und vor allem Sippen (ROZMAN 1973, S. 95).

Golas schätzt dann auch die Wichtigkeit der Gilden für ihre Mitglieder in China auch nur als sehr begrenzt ein. Die meisten Mitglieder hatten nur selten Kontakt zu ihren Gilden. Die Mitgliederversammlungen wurden jährlich nur einmal einberufen, für das tägliche Leben spielten die Vereinigungen kaum eine Rolle (GOLAS 1977, S. 580):

"One should probably not assess very highly, then, the importance of guilds in the daily life of the cities during the early Ch'ing. They did introduce a principle of cohesion among the members that would otherwise have been absent, but they did not replace or even greatly affect the more basic ties of home and shop."

Im Kontrast dazu spielten die Zünfte und Gilden im Mittelalter Deutschlands eine ganz erhebliche, nahezu allgegenwärtige, Rolle im täglichen wirtschaftlichen und sozialen Leben ihrer Mitglieder.

Der Zusammenhalt, den die ostasiatischen Vereinigungen schufen, war vor allem wirtschaftlich motiviert. Es ging vornehmlich um gemeinsamen Schutz gegen zu starke steuerliche Inanspruchnahme, teilweise auch um Monopolisierung bestimmter Tätigkeiten. Die Rolle wirtschaftlicher Vereinigungen ist in konfuzianisch geprägten Gesellschaften systembedingt schwach. Der Verbands- und Genossenschaftsgedanke ist in vertikal geordneten Gesellschaften nicht sehr ausgeprägt. Das führt dazu, daß sich Betriebe, z. B. in Südkorea auch heute noch, in einer extremen Konkurrenzsituation befinden. Ein konkurrenzmindernder Schulterschuß durch Verbandsmitgliedschaften (horizontale Kooperation) ist nicht üblich. Es ist nicht auszuschließen, daß sich auch in China Gilden um die Ausbildung des Nachwuchses gekümmert haben. Jedenfalls vermutet Golas, daß es während der Ch'ing-Dynastie ein Lehrlingswesen gegeben hat. Urkundliches Material ist aus der Zeit zu diesem Thema nicht überliefert. Vieles bleibt demnach Vermutung. Das Lehrverhältnis diente in China wohl ganz überwiegend der Sozialisation des Lehrlings in die paternalistischen Strukturen von Werkstatt und Gilde. Wenig hatte die Lehre mit beruflicher Qualifikation zu tun (GOLAS 1977, S. 566):

"Thus, the apprenticeship system did not serve as a means of determining who had the requisite ability to enter a trade ... I know of no case where a worker who had completed his apprenticeship was required to present evidence of his ability to carry on his craft satisfactorily; entry into the guild was automatic on the payment of the required fee."

Von einer lange Zeit nur mündlich vereinbarten zertifizierten und gesellschaftlich anerkannten beruflichen Ausbildung, wie sie in mittelalterlichen Städten Deutschlands üblich wurde, kann in China zu ähnlicher Zeit und auch später keine Rede sein. Eine Übereinkunft über eine geregelte, in allen Betrieben einer Branche ähnlich ablaufenden beruflichen Qualifizierung, hat es in Ostasien zu keiner Zeit gegeben.

5 Berufsorientierung

5.1 Berufe als Möglichkeit von Arbeitsteilung

In den vorhergehenden Abschnitten habe ich mich bemüht nachzuweisen, daß Städte sehr unterschiedliche Funktionen und Rechtsstellungen haben können und daß die vorfindlichen beruflichen Vereinigungen in den Städten ebenso grundverschieden sind.

Nun soll darauf eingegangen werden, was unter Beruf zu verstehen ist, und wie es im mittelalterlichen Deutschland zur Ausformung von Berufen kam.

Zunächst wird einer älteren Schrift gefolgt, die um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert weite Verbreitung fand. Es ist das Buch von Karl Bücher: "Die Entstehung der Volkswirtschaft" (BÜCHER 1920; siehe auch BÜCHER 1946).

Einen Abschnitt seines Buches widmet Bücher der Arbeitsteilung. In der Auseinandersetzung mit Adam Smith identifiziert er vier volkswirtschaftlich relevante Arbeitsteilungen.

1. Arbeitszerlegung

Das ist die bekannteste Form. Smith hat sie mit seinem Stecknadelbeispiel nahezu weltberühmt gemacht, es ist zum klassischen Paradigma der Arbeitsteilung überhaupt geworden (BÜCHER 1920, S. 306). Die zur Herstellung eines Produkts notwendige Gesamtarbeit wird in möglichst viele einfache Vorrichtungen zerlegt, die dann gleichzeitig von verschiedenen Personen in einem Betrieb ausgeführt werden können.

Smith beschrieb eine weitere Möglichkeit der Arbeitsteilung, die Bücher mit dem Begriff Produktionsteilung belegt.

2. Produktionsteilung

In diesem Fall durchläuft das Produkt von der Rohstoffgewinnung bis zur Vollendung mehrere Betriebe. Als Beispiel nennt Bücher das Produkt Wollstoff. Den Rohstoff gewinnt der Schäfer, dann geht das Material über in die Hände des Spinners, dann des Webers und schließlich des Färbers. Jeder Produktionsabschnitt wird zu einem eigenständigen Vorgang und bis zur Vollendung des Produkts kommt es zu einem mehrfachen Besitzwechsel.

Auch eine dritte Form der Arbeitsteilung war Smith schon bekannt:

3. Spezialisierung oder Berufsspaltung

Aus einer umfangreichen Produktpalette eines z. B. Schmiedes wird ein Produkt herausgelöst, z. B. Nagel oder Hufeisen. Diese Produkte werden dann von besonderen Handwerkern übernommen, wie z. B. durch den Nagelschmied oder Hufschmied. Damit spaltet sich der Beruf des Schmiedes in mehrere selbständige, komplette Gewerbe auf (BÜCHER 1920, S. 309):

"Bei der Produktionsteilung werden sozusagen Querschnitte durch einen längeren Produktionsprozeß gezogen, bei der Spezialisierung wird ein beruflich geschlossenes Arbeitsgebiet der Länge nach durchgespalten."

Bücher nennt über die seit Smith bekannten Formen noch zwei weitere.

4. Berufsbildung (Ausformung von Berufen)

Die Entstehung von Berufen sieht Bücher als Phase vor allen anderen Arten von Arbeitsteilung. "Denn sie steht an der Spitze jeder v o l k swirtschaftlichen Entwicklung" (BÜCHER 1920, S. 311).

Bevor es zu einer Volkswirtschaft komme, so Bücher, herrscht lange ein Zustand, der als Eigenwirtschaft zu bezeichnen sei. In dieser Phase wird in

einem Haus alles, was zum Überleben notwendig ist, durch die Angehörigen einer Familie oder Sippe selbst hergestellt. Diese Arbeit kann zwar unter den Mitgliedern vielfältig aufgeteilt sein, z. B. nach Alter, Geschlecht oder Körperkraft. Diese Art der Arbeitsteilung bleibt aber auf die Einzelwirtschaft beschränkt und ist deswegen noch keine Teilung der Arbeit im volkswirtschaftlichen Sinne.

Bücher sieht den Übergang von Einzel- zur Volkswirtschaft im Entstehen großer Fronwirtschaften. In diesen großen Einzelwirtschaften sondern sich einzelne Arbeiten aus und werden zu speziellen Erwerbstätigkeiten. So verselbständigt sich ein Stück aus dem Tätigkeitsgebiet der autonomen Hauswirtschaft zu einem Beruf. Diese Berufe umfassen entweder einen ganzen Produktionsprozeß, wie z. B. in der Töpferei, oder einen Produktionsabschnitt, wie z. B. das Mahlen von Getreide.

Nun sei aus Gründen der Vollständigkeit noch kurz auf die fünfte Form von Arbeitsteilung hingewiesen.

5. Arbeitsverschiebung

Die Verschiebung von Arbeit tritt auf, wenn neue Maschinen erfunden oder andere besondere Hilfsmittel entwickelt werden, die die Arbeit erleichtern. Die Erfindung z. B. der Nähmaschine bedeutet, daß ein Teil der Arbeit in der Schneiderwerkstatt in die Fabrik verlegt wird, in der die Nähmaschinen hergestellt werden. Es ist die Verschiebung von Arbeit in der Richtung auf die Erzeugung von Produktionsmitteln.

Ob die Wirtschaftsstufentheorie, die Bücher entwickelt hat, stimmig ist oder nicht, braucht an dieser Stelle nicht erörtert zu werden (BÜCHER 1946, S. 7). Bücher geht davon aus, daß die verschiedenen Formen der Arbeitsteilung historisch bedingt sind.

Das heißt, nach ihm ist die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung keine "elementare Wirtschaftserscheinung", sondern eine "historische Kategorie" (BÜCHER 1920, S. 316). Alle Arbeitsteilungen "... sind durch menschliche Willensakte herbeigeführte soziale Entwicklungsvorgänge ..." (BÜCHER 1920, S. 310).

Einen Zusammenhang zwischen dem Entstehen von Berufen und der Entwicklung von Städten stellt Bücher deutlich heraus (BÜCHER 1920, S. 315):

"Die Berufsbildung kommt bei uns im frühen Mittelalter auf; die Hauptwirksamkeit der Spezialisierung fällt mit der Blüte des Städtewesens zusammen."

Soweit zu Karl Bücher. Wendet man sich modernerer Literatur zur Frage der Entstehung von Berufen zu, wie z. B. Beck, Brater, Daheim und Hesse, dann ist der Ausgangspunkt der Überlegungen sehr ähnlich. Da nicht jeder immer alles selbst machen kann, ergibt sich die Frage, wer welche Arbeit übernimmt (BECK/BRATER/DAHEIM 1980, S. 24):

Die Organisation von Arbeit ist "... ein gestaltbares, aber auch gestaltungsbedürftiges Feld, ein Problem, das immer geregelt werden muß, für dessen Lösung offenbar jedoch sehr viele verschiedene Möglichkeiten offenstehen."

Es beginnt schon damit, daß Arbeitsteilung vorübergehend, wechselnd, dauerhaft oder auch situativ gestaltet werden kann. Da bei jeder Art von Arbeitsteilung der Einzelne von anderen abhängig wird, taucht das Problem der Koordination und der Verteilung von Gütern und Dienstleistungen auf. Damit soll sichergestellt werden, daß jeder seinen Teil für die Versorgung der anderen und die anderen die Versorgung des einen gewährleisten.

Die Geschichte kennt, so Beck und seine Mitautoren, viele verschiedene Modelle. Welches Modell sich durchsetzt, ist abhängig von den jeweiligen Produktionsbedingungen, Eigentumsverhältnissen, Bevölkerungsstand, Verkehrsbedingungen und ferner von den institutionellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und den herrschenden religiös-ethischen Vorstellungen (BECK/BRATER/DAHEIM 1980, S. 26).

Die Autoren vertreten die Ansicht, daß die direkte Verkopplung von Geben und Nehmen möglich wird durch die Anwendung der Prinzipien von "Äquivalententausch" und "Marktbeziehung". Das wären die Bedingungen, unter denen sich die Berufsform der Arbeitskraft entwickeln könne. Dauerhaft verfestigen sich Berufe nur dann, wenn die Qualität der Produkte und Leistungen deutlich besser ist, als die, die sich mit "Jedermannsqualifikation" erreichen läßt. Das berufliche Können, die fachliche Qualifikation werden wichtig. Um die Befriedigung der Grundbedürfnisse langfristig sichern zu können, bedarf es einer Einschränkung der Konkurrenz. Das kann durch Zulassungsregelungen zum Beruf geschehen. So ist es ja im Mittelalter von den Zünften und Gilden auch geregelt worden. Der Zugang wurde zunächst abhängig gemacht vom Nachweis der beruflichen Qualifikation. Deswegen war es klug von den Zünften, sich ein Ausbildungsmonopol zu sichern. Über ein besonderes Qualifikationsbündel (Beruf) und über zunehmende Qualität der Produkte verfestigte sich die Berufsform der Arbeit (BECK/BRATER/DAHEIM 1980, S. 36):

"Jeder hält den anderen aus seiner Domäne fern und wird dadurch zugleich selber auf sein eng umgrenztes Spezialgebiet festgelegt." Es löst sich "... der je spezielle ... Qualifikationsbesitz vom einzelnen Anbieter ab und wird *intergenerationell übertragbar*, weil nun jede nachwachsende Generation immer nur die vorgefertigten, sozial stabilisierten Schablonen vorfindet und sie 'übernehmen' muß."

Während vielfach angenommen wird, daß sich das Handwerk in Deutschland entwickeln konnte, weil die sich verbessernde Nahrungsmittelproduktion Arbeitskräfte freisetzte, gehen Beck und seine Kollegen von einer anderen Annahme aus. Ihrer Meinung nach bildete sich im frühen Mittelalter eine "unterbäuerliche" Schicht von Menschen, die aus dem landwirtschaftlichen Produktionsverband herausgefallen waren. Oder anders ausgedrückt: Menschen, die sich aus eigener landwirtschaftlicher Arbeit nicht ausreichend ernähren konnten. Auslösende Faktoren dafür konnten sein: Naturkatastrophen, Erbfolgeregelungen, Kriege, wirtschaftlicher Ruin und anderes (BECK/BRATER/DAHEIM 1980, S. 46):

"Jedenfalls kann man wohl davon ausgehen, daß subjektiv die Herauslösung aus der landwirtschaftlichen Arbeit kaum freiwillig erfolgte, sondern stets unter größerem Zwang, aus einer persönlichen Notlage heraus."

Der Konsequenz, als Knecht in abhängiger Stellung arbeiten zu müssen, konnten diese Personen nur entgehen, wenn es ihnen gelang, sich auf handwerkliche Arbeit zu spezialisieren. Sie machten dann die bisher im bäuerlichen Haushalt in Form von Nebentätigkeit erbrachten Leistungen zu ihrem Beruf.

Die handwerklichen Berufe entstehen demnach nicht aus sachlich-arbeitsbedingter Notwendigkeit, sondern überwiegend aus den historischen Entstehungsbedingungen, Besitzverhältnissen und Interessen der jeweiligen sozialen Schichten (BECK/BRATER/DAHEIM 1980, S. 48).

Auch Hesse betont mit Nachdruck, daß Berufe nicht aus funktional-sachgesetzlichen Gründen entstanden sind, sondern aus gesellschaftlich-politischen Motiven kreiert wurden und werden. Verschiedene Kräfte konnten es sein, die im Mittelalter den Anstoß zur Entwicklung eines Berufes gaben:

Landesherrn, städtische Magistrate oder auch Zünfte. Berufe sind demnach rationale Zweckschöpfungen zur Verfolgung konkreter ökonomischer oder politischer Interessen (HESSE 1968, S. 83).

Möglicherweise liegt die Wahrheit irgendwo in der Mitte. Es ist nicht auszuschließen, daß sich Berufe an den Grundbedürfnissen der Menschen orientierend, auch funktional ausprägten und daß der Umgang mit Ton, Stein, Holz oder Metall auch eine gewisse Eigendynamik zur Ausformung von Berufen in Gang setzte. Auf der anderen Seite ist nicht zu bestreiten, daß in die Entstehung, Abgrenzung und Weiterentwicklung von Berufen rational-regelnd eingegriffen worden ist.

Wie auch immer die Entstehung der Handwerksberufe gedeutet wird: durch Arbeitsteilung in großen Einzelwirtschaften, aufgrund handwerklicher Spezialisierung verarmter Landleute oder auf Geheiß einer Obrigkeit, so besteht doch Einigkeit darin, daß die Arbeit im Mittelalter in den Städten Deutschlands berufsförmig organisiert wurde.

Es ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß sich die Arbeitsteilung auch ganz anders organisieren läßt. Es ist trügerisch anzunehmen, daß sich die Gestaltung von Arbeit nur aus Sacherfordernissen ableiten läßt. Vielmehr bedarf es immer auch einer sozialen Organisation, die ihrerseits zeit- und kulturabhängig ist.

Die These vom Sachzwang gilt weder für die Arbeitsteilung noch für die auf die Arbeitsorganisation bezogenen Qualifikationsverfahren.

Beruflich orientierte Arbeitsteilung oder schlicht gesagt "Beruf" läßt sich von verschiedenen Sichtweisen aus definieren. Dazu ist auch schon viel geschrieben worden. Und doch sollen hier, überwiegend im Anschluß an

Beck/Brater/Daheim, einige wichtige formale Kriterien genannt werden, um den Unterschied zu anderen Formen der Arbeitsteilung anzudeuten.

- Berufe sind relativ tätigkeitsunabhängig, wenngleich auch tätigkeitsbezogen (Betriebsunabhängigkeit)
- Berufe beschreiben spezialisierte und standardisierte Arbeitsmuster (abgrenzbare Tätigkeit)
- Berufe bezeichnen ein vergleichsweise komplexes, zusammengesetztes Bündel von Qualifikationen (ursprünglicher Werksgedanke)
- Berufe erfordern eine standardisierte Ausbildung (Zertifikate als Zugangsberechtigung zum Beruf)
- Berufe beziehen sich auf dauerhafte Tätigkeit (Das kann "Lebensberuf" bedeuten, muß es aber nicht. Übergänge von einem Beruf in einen nächsten sind heute vielfach üblich. Sie vollziehen sich meistens geplant, durch Weiterbildung ermöglicht und in der Regel unter "Mitnahme" der schon erworbenen Qualifikationen. Selbst Umschulungen zu gänzlich anderen Berufen werden nur als sinnvoll erachtet, wenn sie zu "dauerhaften" Tätigkeiten führen).

5.2 Gesellschaftliche Einschätzung beruflicher Arbeit im Mittelalter

Die Stabilität des Berufsgedankens hängt sicher auch zusammen mit der Einschätzung von der Berufsarbeit durch die Gesellschaft. Die mittelalterliche Einstellung zur Arbeit war nicht frei von Ambivalenz (PROOST 1983, S. 8). So wird einerseits Arbeit als Fluch für den Sündenfall gedeutet, Arbeit ist somit Strafe. Andererseits ist die christliche Religion im Mittelalter auch geprägt durch eine positive Einstellung zu Arbeit und Beruf. Das "ora et labora", das "bete und hand-arbeite" der Benediktiner ist von hoher Bedeutung für die Entstehung einer religiösen Arbeitsauffassung.

Der heilige Benedikt aus Nursia stellte sein Regelwerk für mönchisches Leben etwa um 500 n. Chr. zusammen. Die Regeln bestehen damit praktisch seit Beginn des Mittelalters. An mehreren Stellen wird auf körperliche Arbeit der Mönche Bezug genommen. Die diesbezügliche prägnanteste Stelle der monastischen Vorschriften ist meines Erachtens die Regel 48 mit der Überschrift "Die tägliche Handarbeit" (DIE REGEL 1988, S. 85):

"Müßiggang ist der Feind der Seele. Deshalb sollen sich die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Stunden dagegen mit heiliger Lesung beschäftigen ... Wenn die Brüder jedoch wegen der Ortsverhältnisse oder infolge ihrer Armut die Ernte selbst einbringen müssen, dürfen sie nicht verdrossen sein, denn dann sind sie wirklich Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben, wie unsere Väter und Apostel."

Die Regel des Benedikts fand weite Verbreitung und war im Laufe der Jahrhunderte für zahlreiche Christen ein sicherer Weg im Glauben. Nagel zeigt in seiner Abhandlung über den Zisterzienserorden auf, daß die Mönche dieses Ordens ab etwa 1100 das Prinzip von ora et labora (Regel des Benedikts) noch strenger als die Benediktiner selbst ausgelegt haben (NAGEL 1996, S. 11).

Es gibt aber auch Stimmen, die davor warnen, die christliche Lehre stets als im Einklang mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu vermuten. Frenz macht darauf aufmerksam, daß die mittelalterliche Kirche eine Adelskirche war, und daß damit auch die Vorstellung adliger Lebensweise in den Klosteralltag einzog (FRENZ 1997, S. 103):

"Für die körperlichen Arbeiten hatte man in den Benediktinerklöstern die Hörigen - bei den Zisterziensern werden die

Sphären der Priestermönche und Laienbrüder streng getrennt
-, und, um ein konkretes Beispiel zu bringen, im späten 15.
Jahrhundert erhält ein Nürnberger Frauenkloster die päpstliche
Erlaubnis, Dienstmägde anzustellen, weil den aus patri-
zischem Hause stammenden Nonnen die körperlichen Arbei-
ten nicht zuzumuten seien.“

Der Gedanke der *vocatio* (Berufung) galt ursprünglich nur für Priester. In den Klöstern des Mittelalters entwickelte sich jedoch eine *vocative* Lebens- und Berufsauffassung besonderer Art. Zu den sakralen Pflichten gesellten sich profane hinzu. Der Berufungsgedanke wurde - zumindest wird das von einigen Historikern behauptet - auch auf weltliche Tätigkeiten ausgedehnt, jedenfalls soweit es sich um Tätigkeiten von Mönchen in Klöstern handelte. Gestärkt wurde die Entwicklung durch die Auffassung von der Doppelstruktur des Menschen als einem Wesen aus Geist und Fleisch.

Die Arbeit in den Klöstern vollzog sich mit der Zeit arbeitsteilig und Benner vermutet, daß dies "... auch zur Entstehung weltlicher Berufe beitrug" (BENNER 1977, S.7). Dieser vorsichtigen Formulierung kann zugestimmt werden. Denn es gibt einen tiefgreifenden Streit zwischen Katholiken und Protestanten über die religiöse Bewertung von weltlicher Berufsarbeit im Mittelalter. Während vom protestantischen Standpunkt aus erst Luther auch der weltlichen Arbeit die volle religiöse Anerkennung verlieh, behaupten katholische Gelehrte, daß die religiöse Wertschätzung von Handarbeit bis ins frühe Mittelalter zurückzuverfolgen sei.

Der Streit läßt sich an zwei Wissenschaftlern, die auf einander Bezug nahmen, gut verdeutlichen. Es handelt sich um den Beitrag von Karl Holl: "Die Geschichte des Worts Beruf" und um den Aufsatz von Nikolaus Paulus: "Zur Geschichte des Worts Beruf", dieser Beitrag gründet auf einer früheren

Veröffentlichung: "Die Wertung der weltlichen Berufe im Mittelalter" (HOLL 1924; PAULUS 1911, 1925).

Paulus wehrt sich nachdrücklich gegen die Behauptung, erst Luther habe die weltlichen Berufe zu Ehren gebracht und der Begriff "Beruf" sei ein Produkt der Reformation oder gar eine Neuschöpfung Luthers.

Paulus verweist auf Thomas von Aquin, der bereits den Begriff vom "gottgeordneten Beruf" benutzt habe. Paulus bezieht sich ferner auf eine Schrift von Thomas (PAULUS 1911, S. 728):

"Darin führt er unter anderem aus, daß zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft und zur gegenseitigen Unterstützung mannigfache Berufstätigkeiten oder Ämter notwendig seien ... Die Verteilung der mannigfaltigen Ämter ist nach Thomas in erster Linie auf die göttliche Vorsehung, in zweiter aber auf die natürlichen Anlagen und Neigungen der Menschen zurückzuführen."

Praktisch zeitgleich mit Thomas lebte in Deutschland der damals berühmte Franziskaner Berthold von Regensburg. Auch er sprach von gottgeordneten Ämtern, die von den Menschen um den Willen Gottes ausgeübt werden müßten. Im übrigen sei kein Mensch zum Müßiggang geschaffen. Paulus zieht noch eine ganze Reihe von Mystikern und Predigern zur Stützung seiner Thesen heran und zitiert Schaub, den er als in der mittelalterlichen Literatur "gut bewanderten Forscher" schätzt (SCHAUB, zitiert nach PAULUS 1911, S. 733):

"Zwei Punkte, die bis zur neuesten Zeit für die Reformation reklamiert werden, nämlich die Auffassung der Arbeit als (Gebet, Amt) heiliger Beruf und die Verpflichtung für das

Gemeinwohl, sind, wenn ich die protestantische Auffassung nicht mißverstehe, sehr alte, im Mittelalter intensiv geltend gemachte Stücke."

Es kommt dann bei Paulus zu einer etymologischen Betrachtung des Wortes "Beruf". "Ruf", "Rufung", "Berufung" seien in der deutschen Sprache schon weit vor der Reformation geläufig gewesen und zwar mit genau der Bedeutung, die heute das Wort "Beruf" habe. Auch das 1533 von Luther verwendete Wort "beruff" sei dem damaligen einfachen Volk schon bekannt gewesen.

Holl wendet in seinen Ausführungen ein, daß weltliche Arbeit zu keinem Zeitpunkt vor Luther eine ähnlich hohe Wertschätzung wie die religiösen Ämter gehabt hätte. Handarbeit sei zwar gestattet oder sogar gefordert worden. Aber dieses nur zur Vermeidung von Müßiggang. Meisterschaft in Kunst und Gewerbe führe bei Mönchen zu seelischen Schäden, so stehe es bei Benedikt in der Regel 57 (DIE REGEL 1988, S. 96):

"Sind Handwerker im Kloster, so sollen sie in aller Demut ihr Handwerk ausüben ... Wenn einer von ihnen auf sein handwerkliches Können stolz ist, weil er sich einbildet dem Kloster zu nützen, dann soll man ihn von diesem Handwerk wegnehmen ..."

Seitens der Orden, so Holl, hat es nie eine grundsätzliche Anerkennung weltlicher Arbeit gegeben. Es kam schließlich zur Spannung zwischen dem Berufsbewußtsein der Mönche und dem Selbstwertgefühl der wirtschaftlich erstarkenden schaffenden Stände.

Von einer Anerkennung von Arbeit durch die Religion sei keine Rede gewesen (HOLL 1924, S. 200):

"Die allmähliche Höherbewertung der weltlichen Arbeit und der weltlichen Stände ist vielmehr zunächst das Werk dieser Stände selbst. Sie beruht auf dem Eindruck, den namentlich die Stadtwirtschaft mit ihrer Arbeitsteilung und ihrer planmäßigen Fürsorge für das Ganze hervorrief."

Holl bestätigt, daß das Wort "Ruf" schon vor Luther in Gebrauch war. Die Wortform "Beruf" stamme jedoch von Luther und sei vom ihm ab 1522 im Sinne von Stand, Amt, Befehl gebraucht worden (HOLL 1924, S. 217).

Nach der Lehre Luthers wird nicht nur Mönchen sondern allen Christen Gottes Ruf zuteil. Um das Höchste zu erreichen, die Gnade Gottes, bedürfe es nicht des Mönchtums, sondern der Erfüllung gottgegebener Pflichten auch innerhalb der Welt. Mit dem Ruf Gottes wurde der Mensch an eine bestimmte Stelle der gesellschaftlichen Ordnung gestellt und zu einer dienenden Leistung verpflichtet, die in Gottes Plan paßte (HOLL 1924, S. 217).

Hervorzuheben ist, daß Luthers Berufsverständnis ausgesprochen statisch zu interpretieren ist. Ein jeder soll in seinem Beruf verharren und die ihm zugewiesene Arbeit pflichtgemäß ausführen. "Das Berufsethos wurde zu einem allgemeinen Arbeitsethos formalisiert und damit auf die Ausführung, nicht auf den Inhalt der Arbeit gerichtet (STRATMANN 1999, S. 65; siehe auch: HOBBIENSIEFKEN 1980, S. 65). Durch die Verbindung von Berufs- und Dienstgedanken gelingt Luther die religiös-ethische Hochschätzung beider Aspekte. Die Säkularisierung der ethischen Vorstellungen seit Luther führt zur Anerkennung der Berufsarbeit als sittliche Leistung (BÜLOW 1955, S. 45).

Weltliche Berufsarbeit im Sinne gehorsamer Ausführung göttlichen Willens erhält so erst durch die Reformatoren eine sakrale Bedeutung (SALZ 1913, S. 383; NEULOH 1973, S. 82 f.). Damit wird die *vita activa* aufgewertet und

ermöglicht den mittelalterlichen Menschen ihr Leben und Tun als sinnvoll zu begreifen (CONZE 1994, S. 495; ZABECK 1983, S. 32).

Zusammenfassend kann man feststellen, daß mit der wachsenden Bedeutung der Städte und der dort arbeitenden Handwerker und Kaufleute in der Verknüpfung mit der Reformation und eines asketischen Protestantismus ein weltlich orientiertes Berufskonzept entsteht, das eine hohe soziale Wertschätzung von Arbeit und den Dienstgedanken an der Gemeinschaft einschließt (MAIER 1962, S. 27; HEINZ 1995, S. 19).

Es muß noch einmal kurz auf Sjoberg zurück gekommen werden. Sjoberg behauptete, wie berichtet, daß sich alle vorindustriellen Städte kaum voneinander unterschieden. Das wirklich wichtige Unterscheidungsmerkmal vergleichender Stadtforschung sei der ökonomische Status, also "vorindustriell" oder "industriell". Die kulturellen Unterschiede seien demgegenüber von geringer Bedeutung. Sjoberg behauptet dann auch, in allen feudalen Gesellschaften ob in China, Indien oder Europa hätten Handwerker und Kaufleute nur geringes Ansehen genossen. Es finden sich Aussagen wie "negative values attached to manual work", "devaluation of manual labor by the elite" und niedriger "status of those who engage in commercial, manufacturing, and service occupations" (SJORBERG 1965a, S. 183-185).

Es galt aufzuzeigen, daß diese Charakterisierung auf die deutschen Städte im Mittelalter nicht zutrifft. Unterstützt wird diese Ansicht in einem ausgedehnten Kulturvergleich von Karl Deutsch. Bezüglich des deutschen Mittelalters zu einem ganz anderen Ergebnis: "No other of our ten regions and culture areas shows so high a degree of respect for manual labor" (DEUTSCH 1981, S. 69).

Ganz anders verhält es sich in Ostasien. Den Ostasiaten ist der "Werkgedanke" und die damit verbundene Hingabe und Opferbereitschaft gänzlich fremd.

“Bei ihnen gilt das Werk nur als Emanation der Persönlichkeit” (ABEGG 1970, S. 221). Das Werk wird also nur als Ausdruck der Persönlichkeit bewertet - nur ein wertvoller Mensch kann ein wertvolles Werk schaffen (ABEGG 1970, S. 222):

“Die Verehrung des ‘Meisters’, die wir in allen ostasiatischen Lebensgebieten finden, sei es im Handwerk, in der Kunst, in der Philosophie ... beruht weniger auf seinem Können, als auf der Annahme, daß er ein vollkommener Menschentypus sei.”

Diese Beobachtung korrespondiert mit dem chinesischen Bildungsideal. Nicht Fachbildung, sondern die Versittlichung des Menschen steht im Vordergrund des Lernprozesses. Der Fachmann genoß so wenig gesellschaftliche Anerkennung wie die Bildung, die zu ihm führte. Alles Utilitaristische, Nützliche ist aus dem Bildungsbegriff ausgeklammert. Konfuzius schrieb schon vor etwa 2500 Jahren: “Der Edle ist kein Instrument” (KONFUZIUS 1994, Kap. 1/12). Berufsmenschentum, fachliche Spezialisten, Bauern, Handwerker, Kaufleute hatten nur ein geringes Ansehen. Im alten China “adelte” Arbeit keinesfalls. Die Vorstellung, daß man sich durch Arbeit selbstverwirklichen oder daß Arbeit ein sittlicher Ausdruck innerweltlicher Askese sein könne, kann einem Ostasiaten nur als absurd vorkommen (WEGGEL 1991, S. 44).

5.3 Berufsorientierte mittelalterliche Ausbildung

In den großen Einzelwirtschaften entwickelten sich erste handwerkliche Spezialisierungen. Deren Träger, nicht mehr unbedingt an den Boden gebunden, zogen in die entstehenden Städte. Die größere Anzahl zusammenkommender Handwerker begünstigte die Gründung beruflicher Zusammenschlüsse wie Zünfte und Gilden. Diese Organisationen wurden durch eine besondere Rechtsstellung privilegiert. Dafür übernahmen sie die Verant-

wortung, das Wohlergehen der Stadt mitzugestalten. In diesem Zusammenhang wurde die Qualifizierung des Nachwuchses bald zu einer zentralen Aufgabe. Die Wahrnehmung von Ausbildungsaufgaben durch die Zünfte lag nämlich nicht nur im Interesse der handwerklichen Betriebe, sondern auch im öffentlichen Interesse. Eine indirekte öffentliche Aufsicht geschah durch Qualitätskontrollen der zum Kauf bereitgestellten Waren und Exportgüter. Auch mußten die Zünfte der Forderung nachkommen, ausreichend viele Betriebe zur Versorgung der städtischen Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Insofern war die mittelalterliche Berufsausbildung nicht nur eine betrieblich-interne oder individuell-private Angelegenheit.

Nur das zünftige Handwerk in den Städten organisierte eine anerkannte Ausbildung. Das Ausbildungsmonopol der Zünfte verhinderte eine Anerkennung von Qualifizierungsmaßnahmen des ländlichen Handwerks.

Man muß sich bewußt machen, daß noch am Ende des Mittelalters mehr als 90 % der gesamten Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig war (FRENZ 1997, S. 101). In der recht einfach betriebenen Landwirtschaft fand im Mittelalter keinerlei organisierte Form der Ausbildung statt. Die Jugendlichen wuchsen schlicht in die Tätigkeit ihrer Eltern hinein. "Mit einem Niederschlag dieses Vorganges in den Quellen ist daher nicht zu rechnen" (FRENZ 1997, S. 101).

Auf Handwerker, Kaufleute, Kleriker und herrschenden Adel entfielen demnach zusammen knapp 10 % der Bevölkerung. Wenn man dann noch einrechnet, daß es ganz überwiegend männliche Jugendliche waren, die Zugang zu Lehrstellen hatten, lag die Quote der Lehrlinge an einem Altersjahrgang ganz gewiß unter fünf Prozent.

Früheste Urkunden eines deutschen Lehrlingswesens stammen aus der Drechslerzunft in Köln aus dem Jahr 1182 (HOFFMANN 1962, S. 7; KÖNIG 1985, S. 57). Wissel gibt an, daß es seit etwa 1300 vielerorts Vorschriften zur

Durchführung einer geordneten Lehre gegeben hat (WISSEL 1971, S. 274). Geregelt waren formale Bedingungen des Zugangs zum Handwerk und zur handwerklichen Ausbildung, wie z. B. freie, eheliche und ehrliche Geburt, Geschlecht, Alter, körperliche Gesundheit, Religionszugehörigkeit, Dauer der Lehrzeit, wirtschaftlicher Ausgleich zwischen Meister und Lehrling. Alle diese Vorschriften stellten Ventile dar, durch die Bedarf und Nachfrage auf dem Arbeitskräftemarkt geregelt wurden. Die Absicherung, daß nur ein wirtschaftlich verkraftbarer Zugang zum Handwerk möglich war, hatte auf die Ausbildung eine ausgesprochen positive Wirkung (MOTTEK 1985, S. 165):

"Die Handwerksmeister konnten die Jugend unterrichten, sie in die Geheimnisse eines bestimmten Faches einweihen, ohne deshalb befürchten zu müssen, dadurch um ihre Existenz gebracht zu werden ...".

In den mittelalterlichen Handwerksbetrieben arbeiteten nur gleichartig ausgebildete Arbeitskräfte zusammen. Sie waren zwar nach Ausbildungsstufen (Lehrling, Geselle, Meister) unterschiedlich qualifiziert, gehörten aber alle dem gleichen Beruf an. Die Grenzen zwischen den Berufen waren scharf gezogen. Ein Übergang von einem Beruf in einen anderen war praktisch nicht möglich und auch nicht gewollt. Zum einen erforderte der empirische Charakter der Technik eine relativ lange Ausbildung, zum anderen sorgte eine gewisse zünftlerische Unduldsamkeit dafür, daß ein jeder in seinem Beruf blieb (JECHT 1976, S. 250; BÜCHER 1920, S. 332).

Berufliche Bildung war im Mittelalter weit mehr als nur eine fachlich-technische Ausbildung. Der Beruf war zu der Zeit zugleich Lebensform. Berufliche Ausbildung diente auch der sozialen Integration in die ständisch geordnete Gesellschaft. Der relativ stabile und begrenzte Kanon von tätigkeitsspezifischen Fertigkeiten und Kenntnissen wurde im Rahmen eines allgemeinen Erziehungsprozesses vermittelt. Orientierungspunkt war nicht so sehr der

Betrieb des einzelnen Meisters, sondern die Zunft beziehungsweise der Stand (BOLTE 1970, S. 195). Die berufliche Lehre war in Deutschland von Anfang an überbetrieblich, nicht auf einen bestimmten Arbeitsplatz angelegt. Das bedeutet, daß der Lehrling nicht nur in eine Beziehung zu seinem Lehrmeister, sondern auch in ein Verhältnis zu seiner Zunft trat. Deutlich wird das zum Beispiel am Beginn der Lehrzeit durch das Verfahren des Aufdingens. Dabei stellte der Meister seinen neuen Lehrling der Zunft vor, und der Zunftvorsteher nahm ihn in die Zunft auf. Auch bei der Beendigung der Lehrzeit wirkte die Zunft durch die Lossprechung mit.

Im mittelalterlichen Handwerksbetrieb bildeten Produktion und Ausbildung eine Einheit. Die Ausbildung war nicht als ein eigenständiger Prozeß organisiert. Sie verlief funktional mit eventuell einigen intentionalen Elementen. Benner empfiehlt wegen der fehlenden planmäßig-methodischen Unterweisung zu jener Zeit deswegen auch, weniger von Ausbildung als von einem Prozeß beruflicher Sozialisation zu sprechen. Benner versteht darunter einen Lernprozeß (BENNER 1977, S. 14):

„... in dem der junge Mensch diejenigen Qualifikationen - das heißt Fähigkeiten, Fertigkeiten, Kenntnisse, Einstellungen - erwirbt sowie Normen, Wertungen, Haltungen übernimmt, die die Gesellschaft von ihm und seiner beruflichen Position erwartet.“

Der Lernprozeß verlief ganz unhinterfragt. Eine kritische Reflexion der beruflichen Rolle war noch nicht möglich und der Gedanke an eine pädagogische Autonomie noch unbekannt (BRUCHHÄUSER 1989, S. 92).

Bezüglich der mittelalterlichen Lehrverhältnisse sind uns urkundlich nur formale Rahmenbedingungen und soziale Verhaltensforderungen bekannt. Über Lehrinhalte wird nichts ausgesagt, auch nichts zu Unterweisungs-

methoden. Wahrscheinlich war die Festlegung der fachlichen Ausbildungsinhalte auch nicht vordringlich. Die Betriebsgrößen waren sich ähnlich, ebenso die eingesetzten Produktionstechniken und Arbeitsabläufe. Insofern werden die betrieblichen Ausbildungen auch ohne inhaltliche Festlegungen in den Betrieben einer Zunft recht ähnlich gewesen sein. Es mag auch sein, daß aus Gründen einer gewissen Geheimniskrämerei der Zünfte, die Lehrinhalte nicht offengelegt worden sind.

So vergingen Jahrhunderte, bis man erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann, verbindliche Kataloge von Fertigkeiten und Kenntnissen, die während einer bestimmten Ausbildungszeit vermittelt werden sollten, aufzustellen. Hier gilt es an die Tätigkeit des Deutschen Ausschusses für das Technische Schulwesen (DATSCH) zu erinnern (BENNER 1997, S. 56).

6 Beruf. Vom Mittelalter zur Gegenwart **Zusammenfassung und Schlußbemerkungen**

Die vorstehenden Überlegungen und Darstellungen galten dem Versuch, die wohl historisch einzigartige Situation zu beschreiben, in der die deutsche Berufsausbildung ihren Anfang fand.

Zusammenfassend kann etwa folgendes gesagt werden:

1. Es entwickelt sich eine Arbeitsteilung, die als berufsförmig beschrieben werden kann. Berufe sind Qualifikationsbündel, die so strukturiert sind, daß ein Werk komplett hergestellt werden kann. Durch Berufsarbeit kann sich ein Handwerker selbständig ernähren.
2. Es entstehen neue Städte, die zunehmend Selbstverwaltungskompetenz erreichen und sich rechtlich verselbständigen können.

3. In diese Städte wandern u. a. Handwerker ein, die ihre persönliche Freiheit gewinnen und sich nach Berufen geordnet in Zünften und Gilden zusammenschließen oder zusammengeschlossen werden.
4. Die Zünfte und Gilden erwerben das Recht auf Selbstverwaltung und streben nach Teilhabe an der politischen Macht der Stadt. Sie gewinnen den Status im Sinne öffentlich-rechtlicher Institutionen und übernehmen neben der Wahrung eigennütziger Interessen auch Verantwortung für die städtische Gemeinschaft.
5. Zünfte und Gilden regeln eine betriebsneutrale Ausbildung für den Beruf und integrieren dabei den Nachwuchs auch in die ständische Ordnung.
6. Spätestens seit Martin Luther erfährt (deutschsprachig!) alle weltlich-berufliche Arbeit eine religiös-ethische Bedeutsamkeit und gesellschaftliche Anerkennung. Berufsarbeit wird zum Dienst an Gott und der Gemeinschaft.
7. Der Beruf nimmt eine zentrale Stellung im Leben der Handwerker ein. Wirtschaftlich ist der Beruf bedeutsam im Sinne der Arbeitsteilung und Ernährungssicherung. Ferner dient er als Medium zum individuellen Selbstverständnis in der Gesellschaft.

Eine derartige Konstellation und Kombination von beruflicher Arbeitsteilung sich selbstverwalteter Berufsverbände, geregelter Berufsausbildung und religiöser Wertschätzung von Handarbeit hat es weder vorher (historisch) noch woanders (geographisch) gegeben.

Wenn es sich so verhalten sollte, wie ich behaupte, dann ist dies allerdings kein ausreichendes Argument, auch heute noch an der Beruflichkeit der Ausbildung festhalten zu sollen. Schließlich leben wir nicht mehr im Mittelalter.

Es läßt sich nun aber nachweisen, daß sich die Idee des Berufs, auch bezüglich nicht-akademischer Tätigkeiten, zu einem konstanten Merkmal deutscher Kultur entwickelt hat.

Mit den Zeiten wandelte sich der Berufsbegriff und im übrigen auch die Berufe selbst. Von dem, wie sich die Berufe im Mittelalter ausgeprägt haben, ist bis heute nicht viel übrig geblieben. Materialien, Techniken und Arbeitsorganisation haben sich, wie allgemein bekannt, mal langsam, mal revolutionär weiterentwickelt.

Ständig entstehen neue berufliche Tätigkeiten und werden Berufe gestrichen. Hier sei an ein zwar wissenschaftlich weniger ergiebiges, aber doch sehr unterhaltsam-informatives Buch aufmerksam gemacht: Das Lexikon der untergegangenen Berufe (PALLA 1998).

Wie auch immer sich die Arbeit seit dem Mittelalter gewandelt hat, ist doch in Deutschland prinzipiell an der Idee einer berufsförmigen Arbeitsteilung festgehalten worden.

Ein sehr unterschiedliches Verständnis gibt es über die "Reichweite" des Begriffs "Beruf" und der damit zusammengesetzten Ausdrücke wie "Berufsbildung".

Meines Erachtens spricht viel dafür, eine entscheidende Zäsur bei der Interpretation des Begriffs durch Luther zu sehen. Salz hat dargelegt, daß das Phänomen "Beruf" im vor-lutherischen Sinne in vielen Kulturen zu finden ist und zwar im sakralen Sinne in Verbindung mit Priesterberuf und Totenkult. Erst nach Luther wurde Beruf "ein Wort des Marktes", umfaßt weltliche, nichtakademische Tätigkeiten und ist die Grundlage unseres heutigen Verständnisses (SALZ 1913, S. 383). Auch Scharmann spricht sich dafür aus, den Begriff "Beruf" erst zu benutzen für die Zeit ab dem Ausgang des

Mittelalters. Eine Kontinuität der Vorstellung von Beruf wird bei ihm sehr relativiert: Wesens- und Merkmalbestimmungen des Berufsbegriffs gelten nur für eine bestimmte historische Epoche (SCHARMANN 1956, S. 5). Hier stimmen Scharmann und Salz überein, denn Salz sprach auch vom Beruf als einem "eminent historischen Phänomen" (SALZ 1913, S. 380). Johanneson behauptet hingegen eine soziologische Kontinuität des Berufsphänomens im Laufe der Geschichte, wobei er zudem die Begriffsgeschichte nicht bei Luther einsetzen läßt, sondern zurück geht bis auf die klösterliche "vocatio" Vorstellung. Er widerspricht deutlich einer "übertriebenen historischen Deutung" der Berufsidee (JOHANNESON 1952/1953, S. 146).

Es gibt auch Stimmen, die behutsam feststellen, daß eine Tradition des Berufsbegriffs nicht völlig verloren gegangen ist (CONZE (1982) 1994, S. 506): "Der Berufsbegriff hat bis zur Gegenwart seine begriffsgeschichtlich gewandelte Tradition nicht durchweg verloren". Und an anderer Stelle heißt es (FERCHHOFF/KURTZ 1994, S. 478):

"Der Begriff des Berufs hat insbesondere im deutschen Sprachraum eine historisch gewachsene vielschichtige Bedeutung und enthält in dieser Tradition eine Reihe von Konnotationen, die vor allem abzielen auf eine Abgrenzung der 'Berufsidee' vom 'bloßen Job' ..."

Wenig von der Vorstellung einer Kontinuität der Berufsidee vom Mittelalter bis zur Jetztzeit halten Georg und Kunze. Sie sehen in der Entstehung der Industriegesellschaft einen tief gehenden Einschnitt, der eigentlich verbietet, den Begriff "Berufsausbildung" - als Folge der Industrialisierung - auf vorindustrielle Qualifikationsformen auszudehnen (GEORG/KUNZE 1981, S. 19).

So eng muß man es meines Erachtens nicht sehen. Geteilt werden aber die Bedenken von Georg und Kunze gegenüber dem Versuch von Dörschel, die

Kontinuität der Berufsidee bis in das alte Mesopotamien auszudehnen. So spricht Dörschel z. B. vom "Lehrling" und einer "Lehrzeit" im "Handwerk Alt-Mesopotamiens" und einem damals schon "reich gegliedertem Berufswesen" (DÖRSCHHEL 1982, S. 20). Ähnlich unbefriedigend ist es, wenn man bei Dolch vom "Lehrlingswesen im Altertum" liest und Begriffe wie "Beruf", "Meisterlehre", "Lehrling" auf Altägypten übertragen werden (DOLCH 1949, S. 10 ff.). Der Berufsbegriff wird völlig unbrauchbar, wenn unter ihm alle "spezifizierte Arbeit", die "personal determiniert" ist, subsumiert wird. Dörschel geht dann soweit, das Wort Beruf als "... Sammelbegriff für alle historischen Erscheinungen bis zur Gegenwart zu verwenden ..." (DÖRSCHHEL 1960, S. 109). Damit gehen alle kulturspezifischen Aspekte verloren. Schon vor 35 Jahren wurde es begründet für unmöglich gehalten "... generelle historische Entwicklungsverläufe des Berufs und der Berufserziehung festzustellen" (WEINBRENNER 1966, S. 251).

Beschreibung und Interpretation von "beruflicher Bildung" ist eben nicht universalistisch zu leisten. Berufliche Bildung - wie selbständig oder abgegrenzt sie auch wahrgenommen wird - ist ein Teil des gesamten Bildungssystems und eingebettet in ein dichtes Geflecht kultureller Eigenheiten oder sogar Eigentümlichkeiten (SCHOENFELDT 1997, S. 81). Zu diesen Eigentümlichkeiten gehört die Beruflichkeit der deutschen Ausbildung. Sie stellt "... einen (historischen) Sonderfall möglicher Organisationsformen von Arbeitsteilung überhaupt dar" (BECK/BRATER 1978, S. 76).

Es ist nicht eine deutsche Eigenheit, daß sich die berufliche Bildung nur im Kontext kultureller Traditionen fassen läßt. Georg hat verschiedentlich darauf hingewiesen, daß selbst hochindustrialisierte Länder trotz eines ähnlichen Technik-Standards divergierenden Berufsbildungssystemen folgen (Georg 1994, S. 9; ganz ähnlich GEORG und SATTEL 1995, S. 139):

"Kein Berufsbildungssystem eines Industrielandes kann für sich in Anspruch nehmen, seine Strukturen aus den funk-

tionalen Erfordernissen und der Sachlogik industrieller Qualifikationsforderungen entwickelt zu haben. Das gilt auch für das deutsche 'duale System', das ja nicht in Reaktion auf industrielle Anforderungen entworfen wurde, sondern auf die Durchsetzung von Standesinteressen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und auf staatliche Bemühungen zur politischen Integration der Arbeiterjugend zurückgeht."

Einen Sachzwang der Technik, der zu einem optimalen Ausbildungssystem führen könnte und müsste, gab es nicht und gibt es auch heute nicht.

Die vielfach vorgetragene Forderung nach einer Deregulierung der Berufsausbildung und die Orientierung der Ausbildung nur an betrieblichen Zielen und Zwecken ist nicht ungefährlich. Die Berufspädagogik gibt dann ihren pädagogischen Ansatz, nämlich stellvertretend die Interessen der Auszubildenden wahrnehmen zu wollen, preis. Das Ergebnis fehlender Berufsleitbilder hat Fürstenberg schon 1970 beschrieben: es führt zu "Anpassungsvirtuosen" (FÜRSTENBERG 1970, S. 125).

Mit anderen Worten: mir scheint der Bestand der Berufspädagogik an den Bestand der Beruflichkeit der Ausbildung gebunden zu sein.

Der unsichere Blick mancher Berufspädagogen nach Ostasien sollte aufgegeben werden. Den Vorteilen arbeitsplatzbezogener betrieblicher Qualifikation stehen ebensoviele Nachteile entgegen. Die Gründe für eine Beibehaltung des Berufsprinzips in Deutschland sind z. B. bei Deißinger, Kutscha und Georg überzeugend dargelegt worden (DEISSINGER 1998; KUTSCHA 1992; GEORG und SATTEL 1995).

Die Kulturen in Ostasien, z. B. Japan, Südkorea, Taiwan, unterscheiden sich grundlegend von unserer Kultur. Es herrscht dort ein völlig anderes Bildungs-

verständnis, ein anderes Bildungs- und Ausbildungssystem, andere Arbeitsmarktregelungen und andere Betriebsverhältnisse. Georg hat in einer Mehrzahl von Schriften die Unterschiede in den Bildungs- und Beschäftigungssystemen Deutschlands und Japans herausgearbeitet (z. B. GEORG 1989, 1996, 1997). Meine Beiträge über die Bildungslandschaft in Südkorea kommen zu ganz ähnlichen Ergebnissen (z. B. SCHOENFELDT 1996, 2000).

Das duale System läßt sich nicht auf andere Länder übertragen, weil dort der Berufsbezug für die nichtakademischen Berufe fehlt. Ebenso wenig macht es Sinn, einen Stein aus dem kulturellen Gefüge z. B. Ostasiens herauszubrechen und nach Deutschland zu exportieren. Es wäre nur ein Stolperstein.

Nichts spricht gegen eine Weiterentwicklung des deutschen Ausbildungssystems - nur sollte dies im Kontext mit anderen gesellschaftlichen Teilstrukturen und unter Beachtung historischer Triebkräfte und kultureller Gegebenheiten geschehen.

Literaturverzeichnis

ABEGG, Lily: Ostasien denkt anders, München 1970

ABRAHAM, Karl: Der Betrieb als Erziehungsfaktor. Die funktionale Erziehung durch den modernen wirtschaftlichen Betrieb, 2. verb. Aufl., Freiburg 1957

AY, Karl-Ludwig: Max Weber über die Stadt, in: F. Mayrhofer (Hrsg.): Stadtgeschichtsforschung, Linz 1993, S. 69-80

BAHRT, Hans Paul: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek bei Hamburg 1961

BECK, Ulrich/BRATER, Michael: Berufliche Arbeitsteilung und soziale Ungleichheit. Eine historisch-gesellschaftliche Theorie der Berufe, Frankfurt M. 1978

BECK, Ulrich/BRATER, Michael/Daheim, Hansjürgen: Soziologie der Arbeit und der Berufe, Reinbeck bei Hamburg 1980

BELOW, Georg von: Stadtgemeinde, Landgemeinde und Gilde, in: Vierteljahrsschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte, 7 (1909), S. 411-445

BELOW, Georg von: Zur Geschichte des Handwerks und der Gilden, in: Historische Zeitschrift, 106. Bd., 3. Folge, 10. Bd. 1911, S. 268-294

BELOW, Georg von: Die Motive der Zunftbildung im deutschen Mittelalter, in: Historische Zeitschrift, 109. Bd., 3. Folge, 13. Bd. 1912, S. 23-48

BELOW, Georg von: Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum, 3. Aufl., Bielefeld und Leipzig 1925

BENNER, Hermann: Der Ausbildungsberuf als berufspädagogisches und bildungsökonomisches Problem, Hannover 1977

BENNER, Hermann: Entwicklung anerkannter Ausbildungsberufe - Fortschreibung überkommener Regelungen oder Definition Zukunftsbezogener Ausbildungsgänge, in: Euler, D./Sloane, P. (Hrsg.): Duales System im Umbruch, Pfaffenweiler 1997, S. 53-69

BOLTE, Karl Martin: Zum Verhältnis von Mensch, Arbeit und Gesellschaft, in: K. M. Bolte u. a.: Beruf und Gesellschaft in Deutschland, Opladen 1970, S. 226-248

BOSL, Karl: Staat, Gesellschaft, Wirtschaft im deutschen Mittelalter, Stuttgart 1970

- BRUCHHÄUSER, Hanns-Peter: Kaufmannsbildung im Mittelalter, Köln/Wien 1989
- BRUNNER, Otto: Neue Wege der Sozialgeschichte, Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1956
- BRUNNER, Otto: "Bürgertum" und "Feudalwelt" in der europäischen Sozialgeschichte, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 7 (1956), S. 599-614, Wiederabdruck in: Haase, C. (Hrsg.): Die Stadt des Mittelalters, Bd. 3, Darmstadt 1976, S. 480-501
- BÜCHER, Karl: Die Entstehung der Volkswirtschaft, 14. und 15. Aufl., Tübingen 1920
- BÜCHER, Karl: Arbeitsteilung und soziale Klassenbildung, Frankfurt/M. 1946
- BÜLOW, Friedrich: Beruf, in: Wörterbuch der Soziologie, hrsg. von W. Bernsdorf und F. Bülow, Stuttgart 1955, S. 45-48
- CHON, Song-U: Max Webers Stadtkonzeption. Eine Studie zur Entwicklung des okzidentalen Bürgertums, Göttingen 1985
- CHON, Song-U: Max Webers China-Studie - ein Beispiel des Kulturvergleichs, in: Soziale Welt, Sonderband 8, Zwischen den Kulturen ?, hrsg. von J. Matthes, Göttingen 1992, S. 115-143
- CONZE, Werner: Beruf, in: Brunner, O./Conze, W./Kosellek, R. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, 4. Aufl., Stuttgart 1994, S.490-507
- CORDT, Ernst: Die Gilden. Ursprung und Wesen, Göttingen 1984
- DAHEIM, Hansjürgen u. a.: Beruf, Industrie, Sozialer Wandel in unterentwickelten Ländern, 2. Aufl., Stuttgart 1977
- DEISSINGER, Thomas: Beruflichkeit als "organisierendes Prinzip" der deutschen Berufsausbildung, Markt Schwaben 1998
- DENIS, Jacques: Die Verstädterung am Beispiel Ostasiens, in: Stimmen der Zeit, 106 (1981), H. 6, S. 377-386
- DETTELBACHER, Werner: Handwerker und Zünfte - Meister, Lehrlinge und Gesellen, in: H. Pleticha (Hrsg.): Deutsche Geschichte, Bd. 5, Gütersloh 1982, S. 161-178
- DEUTSCH, Karl W.: On nationalism, world regions and the nature of the West, in: Torsvik, Per (ed.): Mobilization, center-periphery structures and nation-building, Universitetsforlaget, Bergen 1981, pp. 51-93

DIE REGEL des heiligen Benedikt, übersetzt und eingeleitet von B. Steidle, 14. Aufl., Beuron 1988

DINGES, Martin: Der "feine Unterschied". Die soziale Funktion der Kleidung in der höfischen Gesellschaft, in: Zeitschrift für historische Forschung, 19 (1992), H. 1, S. 49-76

DÖRSCHEL, Alfons: Einführung in die Wirtschaftspädagogik, Berlin/Frankfurt 1960, 3. Aufl., München 1971

DÖRSCHEL, Alfons: Geschichte der Erziehung im Wandel von Wirtschaft und Gesellschaft, Berlin 1972

DOLCH, Josef: Lehrlingswesen in Altgriechenland, in: Berufserziehung, 1 (1949), S. 9-18

DUNKMANN, Karl: Die Lehre vom Beruf. Eine Einführung in die Geschichte und Soziologie des Berufs, Berlin 1922

ENNEN, Edith: Die europäische Stadt des Mittelalters, Göttingen 1972

ENNEN, Edith: Frühgeschichte der europäischen Stadt. Nachtrag. Bemerkungen zum gegenwärtigen Forschungsstand, Bonn 1981

EULER, Dieter/SLOANE, Peter (Hrsg.): Duales System im Umbruch. Eine Bestandsaufnahme der Modernisierungsdebatte, Pfaffenweiler 1997

FERCHHOFF, Wilfried/KURTZ, Thomas: Jugend, Beruf und Gesellschaft, in: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, 90 (1994), H. 5, S.478-498

FRENZ, Thomas, die Ausbildung in den "artes mechanicae", im Mittelalter, in: M. Liedtke (Hrsg.): Berufliche Bildung - Geschichte, Gegenwart, Zukunft, Bad Heilbrunn 1997, S. 101-112

FRORIEP, Siegfried: Frühzeit der Städte. Entstehung und Entwicklung im Abendland bis zum Ende der Antike, Frankfurt/M. 1989

FÜRSTENBERG, Friedrich: Soziale Werte im Berufsleben, in: Die Deutsche Berufs- und Fachschule, 66 (1970), H. 2, S. 119-125

GEORG, Walter: Marktmodell Japan - Thesen zur Verbetrieblichung beruflicher Qualifizierung, in: Arnold, R./Lipsmeier, A. (Hrsg.): Betriebspädagogik in nationaler und internationaler Perspektive, Baden-Baden 1989, S. 391-408

GEORG, Walter: Berufsbildung im internationalen Vergleich. Erfordernisse und Probleme, in: Europäische Integration und Berufsbildung. Arbeitspapiere aus der

Berufs- und Wirtschaftspädagogik, Heft 2/1994, Fernuniversität Hagen 1994, S. 3-17

GEORG, Walter: Schlanke Produktion und Beruflichkeit, Anmerkungen aus vergleichender Perspektive, in: I. Weilnböck-Buck/G. Dybowski/B. Buck (Hrsg.): Bildung - Organisation - Qualität, Bielefeld 1996, S. 15-39

GEORG, Walter: Berufliche Bildung zwischen Internationalisierung und nationaler Identität, in: Vergleichende Erziehungswissenschaft, hrsg. von Kodron, Chr. u. a., Köln 1997, Bd. 1, S. 312-328

GEORG, Walter: Beruf und Berufsbildung in der Entwicklungszusammenarbeit, in T. Koch/G. Neumann/M. Stach (Hrsg.): Aspekte Internationaler Berufspädagogik, Kassel 2001, S. 97-112

GEORG, Walter/KUNZE, Andreas: Sozialgeschichte der Berufserziehung. Eine Einführung, München 1981

GEORG, Walter/SATTEL, Ulrike: Arbeitsmarkt, Beschäftigungssystem und Berufsbildung, in: Arnold, R./Lipsmeier, A. (Hrsg.): Handbuch der Berufsbildung, Opladen 1995, S. 123-141

GERMANISCHES NATIONALMUSEUM (Hrsg.): Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Visualisierung städtischer Ordnung, Zeichen - Abzeichen - Hoheitszeichen, Nürnberg 1993

GOLAS, Peter, Early Ching Guilds, in: Skinner, W. (ed.): The City in Late Imperial China, Stanford 1977, pp. 555-580

GREINERT, Wolf-Dietrich: Das "deutsche System" der Berufsausbildung, 3. Aufl., Baden-Baden 1998

HAASE, Carl (Hrsg.): Die Stadt des Mittelalters, Bd. 3, Wirtschaft und Gesellschaft, Darmstadt 1976

HAASE, Carl: Einleitung, in: C. Haase (Hrsg.): Die Stadt des Mittelalters, 1. Bd., Darmstadt 1978

HÄUSSERMANN, Hartmut/SIEBEL, Walter: Neue Urbanität, Frankfurt/M. 1987

HAUSER, Philip/SCHNORE, Leo (eds.): The Study of Urbanization, New York/London/ Sydney 1965

HAUSER, Philip: Urbanization: An Overview, in: Hauser, P./Schnore, L. (eds.): The Study of Urbanization, New York/London/Sydney 1965, pp. 1-47

- HEINZ, Walter R.: Arbeit, Beruf und Lebenslauf. Eine Einführung in die berufliche Sozialisation, München 1995
- HELLPACH, Willy: Mensch und Volk der Großstadt, Stuttgart 1939
- HENNING, Friedrich-Wilhelm: Das vorindustrielle Deutschland 800 bis 1800, Paderborn 1976
- HESSE, Hans Albrecht: Berufe im Wandel. Ein Beitrag zum Problem der Professionalisierung, Stuttgart 1968
- HOBBIENSIEFKEN, Günter: Berufsforschung. Einführung in traditionelle und moderne Theorien, Opladen 1980
- HOFFMANN, Ernst: Zur Geschichte der Berufsausbildung in Deutschland, Bielefeld o. J. (1962)
- HOLL, Karl: Die Geschichte des Worts Beruf (1924), in: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte, Bd.III, Der Westen, Tübingen 1928, S. 189-219
- HOSELITZ, Bert F.: Sozialer Wandel in unterentwickelten Ländern, in: H. Daheim u. a.: Beruf, Industrie, Sozialer Wandel in unterentwickelten Ländern, 2. Aufl., Stuttgart 1977, S. 263-328
- HUNTINGTON, Samuel P.: The West Unique, Not Universal, in: Foreign Affairs, vol. 75 (1996), no 6, pp. 28-46
- INSTITUT FÜR BERUFSEBZIEHUNG IM HANDWERK (Hrsg.): Die Geschichtliche Entwicklung der Handwerkslehre bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Köln 1958
- JECHT, Horst: Studien zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 19 (1926), S. 48-85, Wiederabdruck in: Haase, C. (Hrsg.): Die Stadt des Mittelalters, Bd.3, Darmstadt 1976, S. 217-255
- JOACHIM, Hermann: Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung, in: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 26 (1907), S. 80-110
- JOHANNESON, Jürg: Die Berufswahl, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie, 5 (1952/53), S. 144-165
- JOHN, Peter: Handwerk im Spannungsfeld zwischen Zunftordnung und Gewerbe-freiheit, Köln 1987
- KEUTGEN, Friedrich: Ämter und Zünfte. Zur Entstehung des Zunftwesens, Aalen 1965

KIRSCH, Guy/MACKSCHEIDT, Klaus: China, Ordnungspolitik in einem konfuzianischen Land, Baden-Baden 1988

KOCH, Thomas/NEUMANN, Gerd/STACH, Meinhard (Hrsg.): Aspekte Internationaler Berufspädagogik. Von der Qualitätssicherung über Länderberichte zur Methodik der Vergleichsforschung. Festschrift für Eberhard Schoenfeldt, Kassel 2001

KÖNIG, Karlheinz: Zur Reform der Lehrlingsausbildung im Handwerk von den Anfängen bis zum Jahre 1806, Alsbach 1985

KOLLER, Heinrich: Zur Entwicklung der Stadtgeschichtsforschung im deutschsprachigen Raum, in: F. Mayrhofer (Hrsg.): Stadtgeschichtsforschung, Linz 1993, S. 1-18

KONFUZIUS. Gespräche des Meisters Kung (Lun Yü), übertr. und hrsg. von Ernst Schwarz, 6. Aufl., München 1994

KRIEGER, Silke/TRAUZETTEL, Rolf (Hrsg.): Konfuzianismus und die Modernisierung Chinas, Mainz 1990 (Konrad-Adenauer-Stiftung, Internationales Institut, Schriftenreihe Bd. 20)

KULISCHER, Josef: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Erster Band: Das Mittelalter, München 1928

KUTSCHA, Günter: "Entberuflichung" und "Neue Beruflichkeit" - Thesen und Aspekte zur Modernisierung der Berufsbildung und ihrer Theorie, in: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, ZBW, 88 (1992), H. 7, S.535-548

LEIFER, Walter: Paul Georg von Möllendorff. Ein deutscher Staatsmann in Korea, Saarbrücken 1988

LEINWEBER, Ulf (Hrsg.): "Lehrjahre sind keine Herrenjahre!" Zur Ausbildung im alten Handwerk. Beiträge zur Volkskultur Nordhessens, Bd. 2, Kassel 2000

LIEDTKE, Max (Hrsg.): Berufliche Bildung - Geschichte, Gegenwart, Zukunft, Bad Heilbrunn 1997

MAIER, Gerhard: Der Beruf. Ein wirtschaftspädagogischer Beitrag zur modernen Berufsproblematik. Darmstadt 1962

MAYRHOFFER, Fritz (Hrsg.): Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven, Linz 1993

MENGHIN, Oswald: Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931

MOTTEK, Hans: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, Bd. 1, Berlin (Ost) 1985

MURVAR, Vatro: Some Tentative Modifications of Weber's Typology: Occidental Versus Oriental City, in: Social Forces, Vol. 44 (1965), pp. 381-389

NAGEL, Bernhard: Norm und Wirklichkeit des Zisterzienserordens, Leipziger Juristische Vorträge, H. 15, Leipzig 1996

NEULOH, Otto: Arbeits- und Berufssoziologie, Berlin 1973

PALLA, Rudi: Das Lexikon der untergegangenen Berufe. Von Abdecker bis Zokelmacher, Frankfurt/M. 1998

PAULUS, Nikolaus: Die Wertung der weltlichen Berufe im Mittelalter, in: Historisches Jahrbuch, 32 (1911), S. 725-755

PAULUS, Nikolaus: Zur Geschichte des Worts Beruf, in: Historisches Jahrbuch, 45 (1925), S. 308-316

PITZ, Ernst: Wirtschaftliche und soziale Probleme der gewerblichen Entwicklung im 15./16. Jahrhundert nach hansisch-niederdeutschen Quellen, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 179 (1966), S. 200-227, Wiederabdruck in: Haase, C. (Hrsg.): Die Stadt des Mittelalters, Bd. 3, Darmstadt 1976, S.137-176

PITZ, Ernst: Europäisches Städtewesen und Bürgertum. Von der Spätantike bis zum hohen Mittelalter, Darmstadt 1991

PLANITZ, Hans: Die deutsche Stadt im Mittelalter, Wien/Köln/Graz 1973

PROOST, Alwin: Lebenserfüllung oder notwendiges Übel? Geschichtliche Wandlungen in der Einstellung zur Arbeit, in: im Gespräch, H. 2, 1983, S. 7-9

RAUSCH, Wilhelm (Hrsg.): Die Städte Mitteleuropas im 12. und 13. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 1, Linz 1963

REININGHAUS, Wilfried: Zünfte, Städte und Staat in der Grafschaft Mark, Münster 1989

REULECKE, Jürgen: Fragestellungen und Methoden der Urbanisierungsgeschichtsforschung in Deutschland, in: F. Mayrhofer (Hrsg.): Stadtgeschichtsforschung, Linz 1993, S. 55-68

RÖRIG, Fritz: Die europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter, Göttingen 1955

RÖRIG, Fritz: Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Handelsgeschichte, hrsg. von P. Kaegbein, 2. Aufl., Wien/Köln/Graz 1971

RÖRIG, Fritz: Die Stadt in der deutschen Geschichte, in: Rörig, F.: Wirtschaftskräfte im Mittelalter, 2. Aufl., Wien/Köln/Graz 1971, S. 658-680

ROZMAN, Gilbert: Urban Networks in Ching China and Tokugawa Japan, Princeton 1973

SALZ, Arthur: Zur Geschichte der Berufsidee, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 37 (1913), S. 380-423

SCHARMANN, Theodor: Arbeit und Beruf. Eine soziologische und psychologische Untersuchung über die heutige Berufssituation, Tübingen 1956

SCHLUCHTER, Wolfgang (Hrsg.): Max Webers Studie über Konfuzianismus und Taoismus. Interpretation und Kritik, Frankfurt M. 1983

SCHMIDT-GLINTZER, Helwig: Max Webers Interesse am Konfuzianismus. Überlegungen zur Aktualität von Max Webers Studie über den Konfuzianismus, in: Krieger, S./Trauzettel, R. (Hrsg.): Konfuzianismus und die Modernisierung Chinas, Mainz 1990, S. 281-286

SCHNEIDEWIND, Dieter/TÖPFER, Armin (Hrsg.): Der asiatisch-pazifische Raum. Strategien und Gegenstrategien von Unternehmen, Landsberg/Lech 1991

SCHOENFELDT, Eberhard: Der Edle ist kein Instrument. Bildung und Ausbildung in Korea (Republik). Studien zu einem Land zwischen China und Japan, Kassel 1996

SCHOENFELDT, Eberhard: Internationalisierung versus Partikularisierung der Berufspädagogik. Aspekte der Entwicklungszusammenarbeit, in: Stach, M./Kipp, M./Wiechmann-Schröder, G. (Hrsg.): Perspektiven und Internationalisierung der Berufspädagogik, Kassel 1997, S. 75-86. Leicht verändert in: Arnold, R./Dobischat, R./Ott, B. (Hrsg.): Weiterungen der Berufspädagogik, Stuttgart 1997, S. 205-212

SCHOENFELDT, Eberhard: Dem Lernen widmet sich der edle Mensch. Bildung und Ausbildung in Korea (Republik). Studien zu einem konfuzianisch geprägten Land, Kassel 2000

SEIFFERT, Helmut: Einführung in die Wissenschaftstheorie, Bd. 1, 10. Aufl., München 1983

SENGENBERGER, Werner: Struktur und Funktionsweise von Arbeitsmärkten, Frankfurt/M. 1987

- SJOBERG, Gideon: *The Preindustrial City, Past and Present*, New York 1965a
- SJOBERG, Gideon: *Theory and Research in Urban Sociology*, in: Hauser, P./Schnore, L. (eds.): *The Study of Urbanization*, New York/London/Sidney 1965b, pp. 157-207
- SKINNER, William: *Introduction: Urban Development in Imperial China*, in: Skinner, W. (ed): *The City in Late Imperial China*, Stanford 1977, pp. 3-31
- SKINNER, William (ed.): *The City in Late Imperial China*, Stanford California 1977
- SPENCE, Jonathan D./WILLS, John E. Jr. (eds.): *From Ming to Ching*, New Haven and London 1979
- SPRENKEL, Sybille van der: *Urban Social Control*, in: Skinner, W. (ed.): *The City in Late Imperial China*, Stanford 1977, pp. 609-632
- SPRENKEL, Sybille van der: *Die politische Ordnung Chinas auf lokaler Ebene: Dörfer und Städte*, in: Schluchter, W. (Hrsg.): *Max Webers Studie über Konfuzianismus und Taoismus, Interpretation und Kritik*, Frankfurt 1983, S. 91-113
- STRATMANN, Karlwilhelm: *Das pädagogische Problem des Berufs*, in: Stratmann, K.: *Berufserziehung und sozialer Wandel*, hrsg. von G. Pätzold und M. Wahle, Frankfurt/M. 1999, S. 61-79
- TORSVIK, Per (ed.): *Mobilization, Center-Periphery Structures and Nation-Building*, Universitetsforlaget, Bergen 1981
- TOYNBEE, Arnold: *Unaufhaltsam wächst die Stadt*, Stuttgart 1971
- TRAUZETTEL, Rolf: *Zum Problem der Universalisierbarkeit des Konfuzianismus*, in: S. Krieger/R. Trauzettel (Hrsg.): *Konfuzianismus und die Modernisierung Chinas*, Mainz 1990, S. 57-65
- VERCAUTEREN, Fernand: *Die europäischen Städte bis zum 11. Jahrhundert*, in: W. Rausch (Hrsg.): *Die Städte Mitteleuropas im 12. und 13. Jahrhundert*, Linz 1963, S. 13-26
- WEBER, Max: *Die nichtlegitime Herrschaft (Typologie der Städte)*, in: Weber, M.: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1980, S. 727-814
- WEBER, Max: *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, Konfuzianismus und Taoismus*, MWS I/19, Tübingen 1991

WEGGEL, Oskar: Kultur und Wertvorstellungen im asiatisch-pazifischen Raum, in: Schneidewind, D./Töpfer, A. (Hrsg.): Der asiatisch-pazifische Raum. Strategien und Gegenstrategien von Unternehmen, Landsberg (Lech) 1991, S. 41-58

WEGGEL, Oskar: Die Asiaten. Gesellschaftsordnungen, Wirtschaftssysteme, Denkformen, Glaubensweisen, Alltagsleben, Verhaltensstile, München 1994

WEINBRENNER, Peter: Zum Begriff des sogenannten "Stammesberufes", in: Die Deutsche Berufs- und Fachschule, 62 (1966), Heft 4, S. 251-261

WISSELL, Rudolf: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, Bd. 1, hrsg. von E. Schraepler, Berlin 1971

YUAN, Tsing: Urban Riots and Disturbances, in: Spence, Jonathan D./Wills, John E. (eds.): From Ming to Ch'ing, Conquest, Region and Continuity in Seventeenth-Century China, New Haven/London 1979, pp. 277-320

ZABECK, Jürgen: Berufspädagogische Aspekte einer Sozialgeschichte des Berufs, in: Beinke, Lothar (Hrsg.): Zwischen Schule und Berufsbildung, Bonn 1983, S. 27-46

ZANDER-SEIDEL, Jutta: Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500-1650, München 1990

ZANDER-SEIDEL, Jutta: Kleidergesetzgebung und städtische Ordnung, in: Germanisches Nationalmuseum. Visualisierung städtischer Ordnung, Zeichen - Abzeichen - Hoheitszeichen, Nürnberg 1993, S. 176-188

ZORN, Wolfgang: Wirtschaftsgeschichte, in: W. Albers u. a. (Hrsg.): Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft, Bd. 9, Stuttgart 1982, S. 55-82

Schriftenreihe:
Berufs- und Wirtschaftspädagogik
des Instituts für Berufsbildung
der Universität Gesamthochschule Kassel

Bisher erschienen:

- Bd. 1 DRÖGE, Raimund: Datenverarbeitung und Informationstechnologie im kaufmännisch-verwaltenden Bereich. Kassel 1985. 374 Seiten. DM 10,00.
- Bd. 2 FREY, Karl: Schulisches BGJ, betriebliche Fachstufe und regionale Erwerbschancen. Kassel 1985. 181 Seiten. DM 8,50.
- Bd. 3 *Vergriffen.* GROTE, Martin: Bildungsplanung in Entwicklungsländern als Problem der Entwicklungspolitik. Kassel 1985. 271 Seiten. DM 10,00.
- Bd. 4 *Vergriffen.* HOFFHUES/PURSCHE/TÜMMERS: Berufspädagogische Probleme bei türkischen Jugendlichen. Kassel 1986. 170 Seiten. DM 10,00.
- Bd. 5 KEMPKE, Hans-Peter: Das Konzept des offenen Schulbuches als Beitrag zur Curriculumentwicklung des Faches Wirtschaftslehre/Wirtschaftswissenschaften an der Sekundarstufe II. Kassel 1987. 356 Seiten. DM 15,00.
- Bd. 6 *Vergriffen.* TÜMMERS, Jürgen: Türkei - für Berufspädagogen, Studienmaterialien zur Sonderpädagogik der Berufsbildung unter Mitarbeit von BEYER/CINAR/FOULADI/HOFFHUES/KOCH/PURSCHE/WILHELM. Kassel 1988. 647 Seiten. DM 58,00.
- Bd. 7 E. Π. Sode: Schulbuch ohne Schule. 1. Bedürfnisse. Die unterdrückte Lust an der didaktischen Reflexion. Kassel 1989. 334 Seiten. DM 15,00.
- Bd. 9 LIM, Se Yung: Die Ergebnisse der Lernortdiskussion und ihre Bedeutung für die Qualifizierung von gewerblich-technischen Arbeitskräften in der Republik Korea. Kassel 1989. 263 Seiten. DM 10,00.
- Bd. 10 *Vergriffen.* Zweite, erweiterte Auflage: KIPP, Martin:/MILLER-KIPP, Gisela: Erkundungen im Halbdunkel. Einundzwanzig Studien zur Berufserziehung und Pädagogik im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt am Main 1995. 594 Seiten. DM 48,00.
Zu beziehen beim Verlag der G.A.F.B. Gesellschaft zur Förderung arbeitsorientierter Forschung und Bildung, Am Eschbachtal 50, 60437 Frankfurt am Main.

- Bd. 11 RUNKEL, Jakob: Das Studium saudiarabischer Graduiertes im Magisterstudium an der Gesamthochschule Kassel - Universität. Kassel 1990. 358 Seiten. DM 15,00.
- Bd. 12 GERDSMEIER, Gerhard (Hrsg.): Schulbuch ohne Schule. 2. Arbeitsteilung. Vorreden zu einer Wirtschaftsdidaktik. Kassel 1990. 219 Seiten. DM 15,00.
- Bd. 13 SPRETH, Günter (Hrsg.): Berufsbildung im Jemen. Kassel 1992. 340 Seiten. DM 15,00.
- Bd. 14 NÖLKER, Helmut (Hrsg.): Berufsbildung in Saudi-Arabien. Kassel 1992. 350 Seiten. DM 15,00.
- Bd. 15 *Vergriffen*. KIPP, Martin: Die berufliche Rehabilitation Behinderter in der ehemaligen DDR - Erfahrungen aus einem studentischen Erkundungsprojekt an der Gesamthochschule Kassel von LANGE/NAU/REINHOLD 1993. Kassel 1993. DM 5,00.
- Bd. 16 SACHER, Gabriele: Unterrichtliche Lehrverhaltensweisen im Microteaching und die Ausdifferenzierung ihrer inhaltlich-strukturellen Dimension vor dem Hintergrund einer psychologisch-didaktischen Theorie. Kassel 1993. 351 Seiten. DM 20,00.
- Bd. 17 STACH, Meinhard/WIECHMANN-SCHRÖDER, Gabriele (Hrsg.): 20 Jahre Berufspädagogik an der Gesamthochschule Kassel. Studien- und Forschungsschwerpunkte; Rückblick und Perspektiven. Kassel 1994. 110 Seiten. DM 10,00.
- Bd. 18 DENSTORFF, Claudia/NEUMANN, Gerd (Hrsg.): Konzepte für die betriebliche Aus- und Weiterbildung. Kassel 1994. 144 Seiten. DM 6,00.
- Bd. 19 *Vergriffen*. TÜMMERS, Jürgen/KRAUX, Axel/BARKEY, Friedhelm (Hrsg.): Ganzheitliche Problemorientierung in der sozialpädagogischen Ausbildung von Berufs- und Wirtschaftspädagogen. Kassel 1995. 140 Seiten. DM 15,00.
- Bd. 20 ZIMMERHACKL, Silke: Persönlichkeitsentwicklung und Stigmatisierung und ihre Bedeutung für die berufliche Eingliederung Lernbehinderter. Hrsg. von M. STACH und Jürgen TÜMMERS. Kassel 1995. 156 Seiten. DM 7,50.
- Bd. 21 SEYD, Wolfgang: "Pflege" an der GhK. Kassel 1995. 109 Seiten. DM 10,00.

- Bd. 22 *Vergriffen*. SCHOENFELDT, Eberhard: Der Edle ist kein Instrument. Bildung und Ausbildung in Korea (Republik), Studien zu einem Land zwischen China und Japan. Kassel 1996. 383 Seiten. DM 20,00.
- Bd. 23 WINNEFELD, Manfred: Bedarfsorientierte Managementausbildung in Entwicklungsländern dargestellt - an ausgewählten Organisationen im südlichen Afrika. Kriterien der Curriculumentwicklung unter besonderer Berücksichtigung systemtheoretischer Forschungsansätze. Kassel 1996. 362 Seiten. DM 20,00.
- Bd. 24 *Verkauf beendet*. BLUM, Werner/FINGERLE, Karlheinz/GERDSMEIER, Gerhard (Hrsg.): Mathematiklehren in der Berufsschule - Fachunterricht und Lehrerbildung. Kassel 1997.
- Bd. 25 GEHLE, Claudia: Strukturkonzept einer handlungsorientierten Fortbildung für steuerberatende Berufe. Kassel 1997. 340 Seiten. DM 20,00.
- Bd. 26 STACH, Meinhard/KIPP, Martin/WIECHMANN-SCHRÖDER, Gabriele (Hrsg.): Perspektiven und Internationalisierung der Berufspädagogik. Erweiterte Dokumentation einer Fachtagung aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Universität Gesamthochschule Kassel. Kassel 1997. 112 Seiten. DM 10,00.
- Bd. 27 STACH, Meinhard (Hrsg.): Bildung und Berufsbildung für Behinderte. Vergleich und Darstellung der Systeme ausgewählter Länder. Ergebnisse eines studentischen Projekts. Kassel 1998. 220 Seiten. DM 8,00.
- Bd. 28 AL-REFAEI, Ibrahim: Grundlegende Aspekte zur Strukturplanung technischer Ausbildung in der Westbank und im Gazastreifen. Kassel 1999. 188 Seiten. DM 20,00.
- Bd. 29 GRAF, Alexander: Arbeitsfaktor Mobbing - Ursachen, Folgen, Prävention und Interventionsmöglichkeiten. Hrsg. von Meinhard STACH und Jürgen TÜMMERS. Kassel 1999. 158 Seiten. DM 10,00.
- Bd. 30 SCHOENFELDT, Eberhard: Dem Lernen widmet sich der edle Mensch. Bildung und Ausbildung in Korea (Republik), Studien zu einem konfuzianisch geprägten Land. Kassel 2000. 408 Seiten. DM 20,00.
- Bd. 31 BURMESTER, Jeanette: Konzepte für eine Verbesserung und Umstrukturierung des Landwirtschaftlichen Beratungssystems im Südlichen Afrika, dargestellt am Beispiel der Republik Sambia. 223 Seiten. DM 15,00.

Bd. 32 KOCH, Thomas/NEUMANN, Gerd/STACH, Meinhard (Hrsg.): Aspekte Internationaler Berufspädagogik. Von der Qualitätssicherung über Länderberichte zur Methodik der Vergleichsforschung. Kassel 2001. 262 Seiten. DM 15,00.

Bd. 33 SCHOENFELDT, Eberhard: Berufsbezug, zentrales Merkmal der deutschen Berufsausbildung. Kassel 2002. 100 Seiten. € 5,00.

Bestellungen bzw. Anfragen an: Dr. Raimund Dröge,
Universität Gesamthochschule Kassel,
Fachbereich 10, Heinrich-Platt-Str. 40,
34109 Kassel

*Unverbindliche Preisempfehlungen • Preisänderungen vorbehalten,
Porto- und Versandkosten werden gesondert berechnet*